

Die Skalpjäger,

ein Roman aus Mexico

von

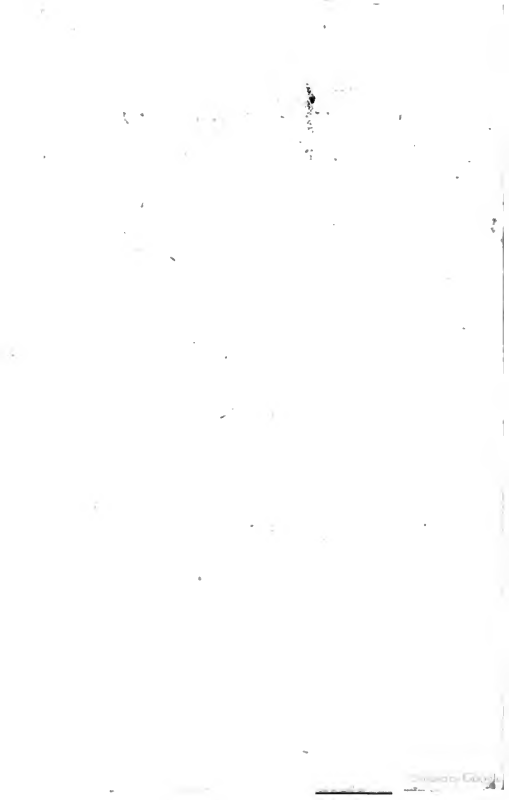
Capitain Mayne Reid,
Verfasser der „Freischaar“ u. a. W.

Aus dem Englischen.

Zweiter Theil.

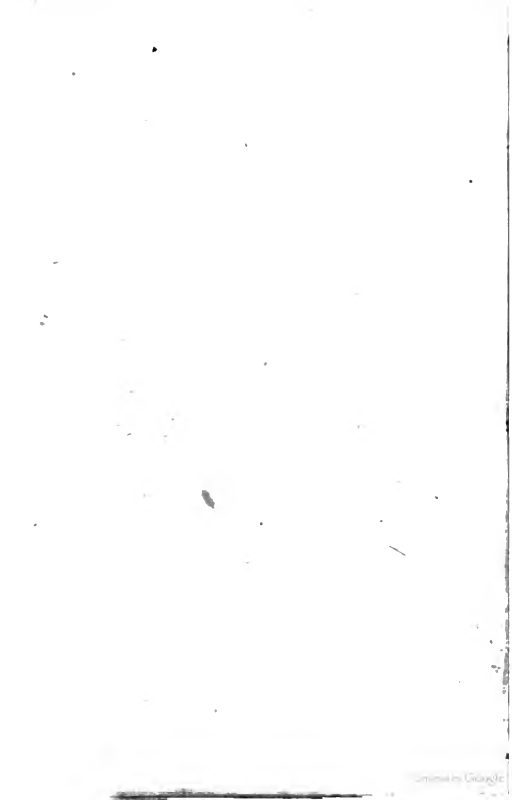
Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1852.



Die Skalpjäger.

Zweiter Theil.



Erstes Kapitel.

Am Rio del Norte hinanf.

Ich will Euch nicht mit der Erzählung der Trennungsscene bekümmern. Wir waren im Sattel, ehe die Sterne verblichen und eilten auf dem sandigen Wege dahin.

In geringer Entfernung von dem Hause bog der Pfad in einen dichten, dunkeln Wald ein. Hier ließ ich mein Pferd halten und meine Begleiter weiter ziehen, während ich mich in meinem Steigbügel erhob und zurückschaute. Mein Auge schweifte über die alten grauen Mauern und suchte die Azotea. An dem äußersten Rande der Brustwehr zeichnete sich der Gegenstand, nach welchem ich schaute, gegen das bleiche Licht des Morgens ab. Ich konnte die Züge nicht unterscheiden, aber ich erkannte leicht die ovalen Curven der Gestalt, welche sich wie ein dunkles Medaillon gegen den Himmel abschchnitt.

Sie stand bei einer von den Yucapalmen, welche auf der Azotea wuchsen. Ihre Hand ruhte auf ihrem Stamme, sie beugte sich vorwärts und blickte scharf in die Dunkelheit unter ihr hinaus. Vielleicht sah sie das Schwenken eines Taschentuchs, vielleicht hörte sie ihren Namen und wiederholte das Scheidegebet, welches ihr auf dem stillen Hauche des Morgens gesendet wurde. Wenn dem so war, so wurde ihre Stimme von dem Hufschlage meines feurigen Rosses unterbrochen, welches sich plötzlich schwenkte und mich in die düsteren Schatten des Waldes trug.

Ich ritt vorwärts, indem ich mich von Zeit zu Zeit umwendete, um noch einen Blick auf jene schönen Umrisse zu werfen; aber von keinem anderen Punkte war das Gebäude sichtbar, es lag in dem dunkeln, majestätischen Walde vergraben. Ich konnte nur die langen Bajonnette der malerischen palmillas sehen, und da unser Pfad jetzt zwischen den Hügeln hinabstieg, waren auch diese bald meinen Augen entschwunden.

Ich ließ den Zügel sinken und mein Pferd nach Belieben gehen, und gab mich einer zugleich angenehmen und schmerzlichen Gedankenreihe hin.

Ich wußte, daß ich die Liebe meines Lebens eingesogen hatte — daß fortan alle meine Hoffnungen sich auf sie contentriren und aus ihr meine höchsten Motive entspringen würden. Ich war vor Kurzem erst in das Mannesalter eingetreten und mit der Wahrheit

nicht unbekannt, daß eine reine Liebe, wie diese, der beste Führer für unsere nur zu leicht irrenden Naturen — der beste Zügel zur Bändigung ihrer wilden Phantasien ist. Ich verdankte diese Kenntniß Demjenigen, welcher mir meine frühesten Lehren gegeben, und da seine Erfahrung mir schon mehr als einmal gute Dienste geleistet hatte, glaubte ich ihm auch hierin! Seine Lehre hat sich seitdem an mir als wahr bewiesen.

Ich wußte, daß ich diesem jungen Geschöpfe eine Leidenschaft eingefloßt hatte, die eben so tief und glühend, wie meine — vielleicht noch stärker mit ihrem Leben verwachsen war; denn mein Herz hatte andere Neigungen durchlebt, während das ihre nie von einer andern, als denen einer anmuthigen Kindheit bewegt worden war. Sie hatte nie heftige Gefühle gekannt, die Liebe war ihre erste starke Empfindung — ihre erste Leidenschaft. Mußte sie nicht unter diesen Umständen über alle anderen Gedanken im Reiche ihres Herzens herrschen? und dazu noch bei ihr, die so zur Liebe geschaffen — der romantischen Gottheit derselben so ähnlich war!

Diese Gedanken waren erfreulich; aber das Bild verdüsterte sich, als ich mich zum letzten Male nach ihr umgeblickt hatte, und ein gewisses Etwas — ein Dämon — flüsterte mir zu: „Du wirst sie vielleicht nie wiedersehen.“

Der Gedanke war selbst in dieser ungewissen Form hinreichend, um meinen Geist mit ungewissen Ahnun-

gen zu erfüllen, und ich begann, meine Ideen auf die Zukunft zu richten. Ich ging zu keinem Vergnügungsausflug, von dem ich zu einer bestimmten Stunde wiederkehren konnte. Vor mir lagen Gefahren — die Gefahren der Wüste — und ich wußte, daß sie nicht von gewöhnlichem Charakter waren. Am vergangenen Abend hatte Seguin bei der Darlegung seiner Pläne die Gefährlichkeit unsers Zuges nicht verhehlt. Er hatte mich auf Alles aufmerksam gemacht, ehe er mein festes Versprechen, ihn zu begleiten, forderte. Vor einigen Wochen würde ich sie nicht geachtet haben, sie hätten mich nur gelockt, ihnen entgegenzutreten. Jetzt aber waren meine Gefühle verschiedener Art, denn ich glaubte, daß in meinem Leben das einer Anderen lag. Wie, wenn der Dämon die Wahrheit geflüstert hätte? Ich werde sie vielleicht nie wiedersehen! — Es war ein peinlicher Gedanke, und ich ritt, unter dem Einflusse seiner Bitterkeit im Sattel gebückt, vorwärts.

Aber ich war wieder auf dem Rücken meines Lieblings Moro, der seinen Reiter zu kennen schien, und als sein elastischer Körper sich unter mir bewegte, antwortete mein Geist dem seinen und begann seine gewohnte Elasticität wieder anzunehmen.

Nach einiger Zeit nahm ich die Zügel, faßte sie kurz und sprengte meinen Gefährten nach.

Unser Weg führte flussaufwärts, ging in Zwischenträumen von Zeit zu Zeit durch seichte Furchen und

wand sich durch stark bewaldete Niederungen. Der Pfad war, wegen des dichten Gebüschs, ein mühsamer, und obgleich die Bäume bereinst, um einen Weg zu machen, umgehauen worden waren, erblickte man doch auf demselben, mit Ausnahme einer einzelnen Pferdespur, kein Zeichen, daß er in der letzten Zeit bereist worden wäre. Das Land schien wild und unbewohnt zu sein. Dies ergab sich aus der Häufigkeit, womit Hirsche und Antilopen über unsern Weg eilten oder dicht bei unsern Gefährten aus dem Gebüsch sprangen.

Hier und da entfernte sich unser Weg von dem Flusse, indem er seine zahlreichen „Schlingen“ kreuzte. Mehrere Mal kamen wir an Stellen vorüber, wo das starke Holz gefällt worden war und Lichtungen existirt hatten. Dies mußte aber vor langer Zeit geschehen sein, denn das pflugdurchfurchte Land war jetzt mit verwachsenem und fast undurchdringlichem Dickicht bedeckt. Einige vermodernde Baumstämme oder zerbröckelnde Adobewände waren Alles, was noch bezeugte, wo der Rancho eines Ansiedlers gestanden hatte. *

Wir kamen an einer in Ruinen liegenden Kirche, deren alter Thurm stückweise herabgefallen war, vorüber. Rund umher lagen Adobehäufen, welche auf Acker in der Runde den Boden bedeckten. Hier hatte ein blühendes Dorf gestanden. Wo waren die geschäftigen Bewohner? Eine wilde Kage sprang über die von Dornen umringten Mauern und entfloh in den Wald.

Eine Eule flog träge von der Kuppel auf und schwebte über unsere Köpfe, indem sie ihr klägliches Uhu ausstieß, welches die Verödung der Scene noch eindringlicher erscheinen ließ.

Als wir durch die Ruinen ritten, umgab uns eine Todtenstille, die nur von dem Geschrei der Nachtvögel und dem Knarren der Pferdehufe auf den Backsteintrümmern, womit die verödete Straße bedeckt war, unterbrochen wurde.

Aber wo waren Diejenigen, welche einst diese Wände von ihren Stimmen hatten wiederhallen lassen? wo Diejenigen, welche in dem geweihten Schatten jenes einst geheiligten Gebäudes gekniet?

Sie waren verschwunden. — Aber wohin? und wann? und warum?

Ich stellte diese Frage an Seguin und erhielt darauf die kalte Antwort:

„Die Indianer!“

Es war der Wilde mit seinem rothen Speer und Skalpiermesser, — seinem Bogen und seiner Streitart — seinem Brand und seinen vergifteten Pfeilen gewesen! —

„Die Navajos?“ fragte ich.

„Navajos und Apachen.“

„Aber kommen sie nicht mehr hierher?“

Mein Geist hatte sich plötzlich mit Besorgniß erfüllt. Ich dachte an die Nähe der Wohnung, die wir

verlassen hatten. Ich dachte an ihre unbewachten Mauern. — Ich wartete mit einiger Ungebuld auf Antwort.

„Nicht mehr,“ lautete die kurze Antwort.

„Und warum?“ fragte ich.

„Dies ist unser Gebiet,“ antwortete er bedeutsam. „Sie befinden sich jetzt in einer Gegend, wo sonderbare Burschen leben, wie Sie sehen werden. Wehe dem Apachen oder Navajo, der sich in diese Wälder verläuft.“

Je weiter wir ritten, desto offener wurde das Land, und wir erblickten auf kurze Zeit hohe Klippen, die sich nördlich und südlich von beiden Seiten des Flusses entfernten. Stromaufwärts näherten sich diese Höhen einander, bis das Flußbett vollständig von einem Berge zugedämmt zu sein schien. Dies war aber nur Schein. Als wir weiter ritten, gelangten wir in eine von den furchtbaren Schluchten — *cannons*, wie man sie nennt, — die man so oft an den Tafelländern des tropischen Amerika findet.

Durch diese schäumte der Fluß zwischen zwei mächtige, tausend Fuß hohe Klippen, deren Profile Einem im Näherkommen wie zornige Riesen vorkamen, die von einer allmächtigen Hand getrennt und so einander gegenüber versteinert worden wären. Man blickt mit Ehrfurcht und Grausen auf diese ungeheuren Klippen

und wurde von einem Schauer erfüllt, als ich mich dem Flußthore zwischen ihnen näherte.

„Sehen Sie jenen Punkt?“ fragte Seguin, indem er auf einen Felsen deutete, der über den höchsten Theil des Schlundes ragte. Ich antwortete bejahend, denn die Frage war an mich gerichtet.

„Das ist der Sprung, den Sie so gern gethan hätten. Wir fanden Sie an jenem Felsen hängend.“

„Guter Gott!“ rief ich, als meine Augen auf der schwindelnden Klippe ruhten; vor mir drehte sich Alles im Kreise und ich mußte weiter.

„Wenn Ihr herrliches Pferd nicht gewesen wäre,“ fuhr mein Begleiter fort, „so würde der Doctor vielleicht jetzt hier anhalten, um über Ihre Gebeine Vermuthungen anzustellen. Ho, Moro! schöner Moro!“

„Ja, ja,“ bestätigte der Botaniker, indem er mit einem Gefühle von Grausen, wie ich es selbst empfand, die Klippe hinauffchaute.

Seguin war neben mich geritten und klopfte meinem Pferde mit ausdrückender Bewunderung den Hals.

„Aber warum,“ fragte ich, als die Erinnerung an unser erstes Gespräch sich mir aufdrängte, „warum waren Sie so sehr begierig, davon Besitz zu erhalten?“

„Eine Caprice.“

„Kann ich Sie nicht verstehen? Ich glaube Sie sagten damals, daß ich es nicht könne.“

„Ja wohl, sehr leicht. Ich beabsichtigte, meine

eigene Tochter zu stehlen und wollte zu diesem Zwecke die Unterstützung Ihres Pferdes haben.“

„Aber wie?“

„Es war, ehe ich die Nachricht von dem beabsichtigten Zuge unseres Feindes gehört hatte. Da ich nicht hoffen konnte, sie auf andere Weise zu erhalten, so war es mein Plan, allein oder mit einem erprobten Kameraden in ihr Land zu dringen und sie durch List zu entführen. Die Pferde der Indianer sind schnell, aber doch weit weniger flüchtig, wie die Araber, wie Sie vielleicht zu sehen Gelegenheit erhalten werden. Mit einem solchen Thiere, wie dieses, würde ich wenigstens mäßig sicher gewesen sein. Ich beabsichtigte, mich zu entkleiden, und als einer ihrer eigenen Krieger in ihre Stadt zu bringen. Ich spreche schon seit langer Zeit ihre Sprache.“

„Es würde ein gefährliches Unternehmen gewesen sein.“

„Allerdings; es war eine letzte Zuflucht, und ich griff nur danach, weil alle andere Versuche jahrelang mißlungen waren. Ich würde vielleicht dabei umgekommen sein; es war ein tollkühner Gedanke, aber ich hatte mich zu jener Zeit vollkommen damit befreundet.“

„Ich hoffe, daß es uns jetzt gelingen wird.“

„Ich habe die besten Hoffnungen. Es scheint, als ob die Vorsehung jetzt zu meinen Gunsten wirke. Diese Abwesenheit Denjenigen, welche sie gefangen hal-

ten — und überdies ist meine Schaar jetzt gerade durch die Ankunft einer Anzahl von Trappern aus den östlichen Gegenden verstärkt worden. Die Biberhäute sind, wie sie es ausdrücken, auf „ein Prümchen die Haut“ gesunken, und sie finden, daß die Rothhaut besser lohnt. Ich hoffe, daß dies bald vorüber sein wird,“ und er seufzte bei den letzten Worten tief auf.

Wir befanden uns jetzt beim Eingange der Schlucht und eine schattige Gruppe von Cottonholzbäumen lud uns zum Ausruhen ein.

„Hier wollen wir Mittag machen,“ sagte Seguin.

Wir stiegen ab und befestigten unsere Thiere an ihre in den Boden gepflöckten Lasso, setzten uns auf's weiche Gras und zogen unsere Speisen heraus, welche wir für unsere Reise erhalten hatten.

Zweites Kapitel.

Geographie und Geologie.

Wir ruhten länger als eine Stunde in dem kühlen Schatten, während sich unsere Pferde an dem Gramagrass, welches üppig in unserer Nähe wuchs, erquickten. Wir unterhielten uns über die eigentliche Gegend, in welcher wir reis'ten — die in ihrer Geographie, ihrer Geologie, ihrer Botanik und ihrer Geschichte, — kurz in jeder Beziehung, eigenthümlich ist.

Ich kann behaupten, ein Reisender von Profession zu sein. Ich fühlte ein gewisses Interesse, etwas über die wilden Landstriche, die sich auf Hunderte von Meilen um uns erstreckten, zu erfahren, und ich wußte, daß es keinen lebenden Menschen gab, der so fähig war, mir Belehrung zu ertheilen, wie Derjenige, mit welchem ich jetzt sprach.

Meine Reise am Flusse hinab hatte mich nur wenig mit ihren Merkwürdigkeiten bekannt gemacht; ich war, wie bereits erzählt, zu jener Zeit fieberisch, und erinnerte mich an die verschiedenen Gegenstände nur, als ob ich ihnen in einem unruhigen Traume begegnet wäre.

Mein Kopf war jetzt klar, und die hier milden und südlichen — dort wilden, öden und malerischen Gegenden durch welche wir reiseten, machten einen mächtigen Eindruck auf meine Phantasie.

Auch die Bekanntschaft damit, daß Theile dieser Gegend von den Anhängern des Cortez bewohnt gewesen waren, wie noch eine Menge von Ruinen bezeugen — daß sie ihren alten, wilden Herren zurückgegeben waren, (— und der daraus folgende Schluß, daß diese Rückgabe die Folge so mancher tragischen Scene gewesen —) versenkte mich in romantische Gedanken, die nach der Befriedigung durch die Kenntniß der Wirklichkeit, welche sie veranlaßt hatten, schmachteten.

Seguin war mittheilsam. Sein Lebensmuth war hoch gestiegen, seine Hoffnungen waren elastisch, die Aussicht, wieder sein lange verlorenes Kind zu umarmen, flößte ihm gewissermaassen neues Leben ein. Er hatte sich, wie er sagte, seit vielen Jahren nicht so glücklich gefühlt.

„Es ist wahr,“ sagte er auf eine Frage, die ich ihm gestellt hatte, „man weiß von dem Landstriche jenseits der Grenzen der mexicanischen Ansiedelungen, nur

wenig. Diejenigen, welche einst die Gelegenheit besaßen, ihre geographischen Eigenthümlichkeiten zu berichten, haben die Aufgabe unerfüllt gelassen; sie waren zu sehr auf das Suchen von Gold bedacht, und ihre schwachen Abkömmlinge haben, wie Sie sehen, zu viel damit zu thun, einander zu berauben, um auf etwas Anderes zu achten. Sie wissen von dem Lande jenseits ihrer Grenzen nichts, und diese Grenzen ziehen sich täglich enger um sie zusammen. Alles, was sie davon wissen, ist die Thatsache, daß von dort ihre Feinde kommen, welche sie eben so sehr fürchten, wie die Kinder Gespenster oder Wölfe.“

„Sie sind jetzt,“ fuhr Seguin fort, „ziemlich in der Mitte des Continents — im Herzen der amerikanischen Sahara.“

„Aber,“ unterbrach ich ihn, „wir können doch nicht mehr als einen Tagerritt südlich von Neu-Mexico sein. Das ist doch keine Wüste, das ist doch ein angebautes Land!“

„Neu-Mexico ist eine Dase — nichts mehr und nichts weniger. Die Wüste umgiebt es auf Hunderte von Meilen — ja in manchen Richtungen können Sie vom Rio del Norte tausend Meilen reisen, ohne eine fruchtbare Stelle zu sehen. Neu-Mexico ist eine Dase, die ihre Existenz den befruchtenden Gewässern des Rio del Norte verdankt. Sie ist von den Grenzen des Mississippi bis zu den Küsten des stillen Meeres in Ca-

ifornien die einzige Niederlassung von weißen Männern. Sie haben sich ihr durch eine Wüste genähert. — War es nicht so?“

„Ja, als wir vom Mississippi nach dem Felsengebirge hinauf stiegen, wurde das Land allmählig unfruchtbar. Auf den letzten dreihundert Meilen konnten wir kaum Gras und Wasser genug, um unsere Thiere am Leben zu erhalten, finden. Ist es aber nördlich und südlich von der Straße, welche wir bereist haben, eben so?“

„Nördlich und südlich auf mehr als tausend Meilen, von den Ebenen von Texas, bis an die See'n von Canada, an dem ganzen Fuß des Felsengebirges und bis halbwegs nach den Niederlassungen am Mississippi. Es ist ein baumloses, vegetationsloses Land.“

„Im Westen des Gebirges?“

„Eine fünfzehnhundert Meilen lange, und wenigstens halb so viele Meilen breite Wüste. Die Gegend im Westen ist von einem andern Charakter. Sie ist in ihren Umrissen gebrochener, bergiger und in ihrem Aussehen wo möglich unfruchtbarer. Das vulkanische Feuer ist hier thätiger gewesen, und wenn das auch vor Jahrtausenden geschehen sein mag, so sehen die vulkanischen Felsen an vielen Stellen noch gerade so aus, als ob sie erst vor Kurzem aufgehoben worden wären. — Keine Vegetation — keine klimatische Einwirkung hat merklich die Farbe der Lava und Schlacken verändert, womit an einigen Stellen die Ebenen weit und breit be-

deckt sind. Ich sage, keine klimatische Einwirkung, denn in dieser Centralgegend des Continents existirt nur sehr wenig Derartiges.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Was ich meine, ist, daß nur geringe atmosphärische Veränderungen vorkommen. Es ist eine stete Dürre, es stürmt oder regnet nur selten. Ich kenne Districte, wo in Jahren kein Regentropfen gefallen ist.“

„Und können Sie diese Erscheinung erklären?“

„Ich habe meine Theorie; sie wird die gelehrten Meteorologen vielleicht nicht befriedigen, aber ich will sie Ihnen mittheilen.“

Ich hörte ihn aufmerksam an, denn ich wußte, daß mein Gefährte ein Mann der Wissenschaft, wie der Erfahrung und Beobachtung war, und Gegenstände von dem Charakter derjenigen, über welche wir sprachen, hatten stets großes Interesse für mich gehabt. Er fuhr fort:

„Ohne Dünste in der Luft kann es keinen Regen geben, ohne Wasser auf der Erde, welches sie erzeugt, kann es keine Dünste in der Luft geben. Hier befindet sich keine große Wasserfläche.“

„Dies ist auch unmöglich; die ganze Wüstengegend ist eine Hochebene. Wir stehen jetzt beinahe sechstausend Fuß über der Wasserfläche; daher sind die Quellen nur selten und müssen, nach den Gesetzen der Hydraulik, durch ihre eigenen Gewässer, oder die einer noch höhern

Gegend, welche auf dem Continent nicht existirt, genährt werden.

„Könnte ich ungeheure See'n in dieser Gegend erschaffen, die von den sie durchschneidenden hohen Bergen eingeschlossen würden — und solche See'n haben anfänglich existirt — könnte ich diese See'n erschaffen, ohne ihnen einen Abfluß zu geben, ohne sie selbst von dem kleinsten Bächlein abziehen zu lassen — so würden sie sich im Laufe der Zeit in den Ocean entleeren und Alles, wie es jetzt ist, — das heißt wüßt, — zurücklassen.“

„Aber wie? — durch Verdunstung?“

„Im Gegentheil, die Abwesenheit der Verdunstung würde der Grund ihrer Entleerung sein. Ich glaube, daß es so gewesen ist.“

„Ich kann das nicht verstehen.“

„Es ist einfach so: diese Gegend besitzt, wie ich gesagt habe, eine große Höhe, und in Folge davon eine kühle Atmosphäre und eine weit geringere Verdunstungsfähigkeit, als diejenige, welche das Wasser des Oceans in die Höhe zieht. Nun würde durch Winde und Luftströme ein Austausch des Dunstes zwischen dem Ocean und diesen Hochsee'n stattfinden, — denn nur auf diese Weise kann Wasser bis in dieses Binnen-Plateau dringen. Dieser Austausch würde sowohl wegen ihrer geringen Verdunstung, als aus andern Gründen, zu Gunsten der Binnensee'n ausfallen. Wir haben nicht die Zeit dazu, sonst könnte ich Ihnen dies demonstrieren.“

Ich bitte Sie daher, es zuzugeben und nach Muße zu durchdenken.“

„Ich sehe die Wahrheit davon ein.“

„Was folgt daraus? — Diese See'n würden sich allmählig bis zum Ueberflusse füllen; das erste kleine Bächlein, welches von ihnen herabsickert, würde das Zeichen zu ihrer Zerstörung geben. Es würde seinen Kanal über den Rand des hohen Berges aushöhlen, anfangs winzig, aber mit jedem folgenden Regenschauer tiefer und breiter, bis nach vielen Jahren — Menschenaltern — Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden — ein großer Schlund, wie dieser — hier deutete Seguin auf das Cannan — und die dürre Ebene dahinter, allein zurückbleiben würden, um den Geologen zu verblüffen.“

„Und Sie denken, daß die Ebenen, welche zwischen den Anden und den Felsengebirgen liegen, trockene Seebetten sind?“

„Ich bezweifle es nicht. See'n, die sich nach der Erhöhung der Flüsse, der Gebirge, welche sie einschlossen, gebildet — durch vom Ocean gewonnenen Regen gebildet hatten — anfangs seicht waren, dann tiefer wurden, bis sie sich zum Niveau ihrer Gebirgsschranken erhoben und sich, wie ich beschrieben habe, den Weg nach dem Ocean zurückbahnten.“

„Aber ist nicht einer von diesen See'n immer noch vorhanden?“

„Ja, der große Salzsee — er liegt nordwestlich

von uns. Nicht bloß einer, sondern ein System von Quellen und Flüssen. — salzigen sowohl, wie süßen — und diese haben keinen Abfluß nach dem Ocean, sie sind durch Hochland und Gebirge umschlossen und bilden ein vollständiges geographisches System.“

„Zerstört das Ihre Theorie nicht?“

„Nein, das Becken, in welchem dieses Phänomen existirt, ist auf einem tieferen Niveau, als die meisten von den wüsten Hochebenen. Seine Verdunstungsfähigkeit ist dem Einflusse seiner Gewässer gleich, und neutralisirt daher ihre Wirkung — das heißt, es giebt im Austausch von Dunst mit dem Ocean eben so viel, wie es empfängt. Dies kommt nicht sowohl von seiner niedrigen Lage, als von der eigenthümlichen Neigung der Berge, die die Gewässer in seinen Schooß führen. Versetzen Sie es, unter sonst gleichen Umständen, in eine kältere Gegend, und es würde mit der Zeit einen Kanal zu seiner Entwässerung durchreißen. So ist es beim kaspischen Meere, dem Uralsee und dem todten Meere gegangen. Nein, mein Freund, die Existenz des Salzsee's unterstützt meine Theorie. Um seine Ufer liegt ein fruchtbares Land — fruchtbar durch die schnelle Rückkehr seiner Gewässer, die es mit Regen befeuchten. Es hat nur einen beschränkten Umfang und kann keinen Einfluß auf die ganze wüste Gegend üben, die wegen ihrer großen Entfernung vom Ocean dürr und unfruchtbar da liegt.“

„Aber schweben nicht die vom Ocean aufsteigenden Dünste über die Wüste?“

„Allerdings, bis zu einem gewissen Grade, wie ich schon gesagt habe, sonst würde es hier keinen Regen geben. Mitunter werden sie durch außerordentliche Ursachen, wie durch starke Winde, in großen Massen bis in das Herz des Festlandes geführt, dann haben wir Stürme, und zwar furchtbare. Gewöhnlich ist es aber, so zu sagen, nur der Saum einer Wolke, welcher so weit reicht, und dieser gewährt, in Verbindung mit der eigenen Verdunstung der Gegend — das heißt der von ihren eigenen Quellen und Flüssen — allen darauf fallenden Regen. Große, vom stillen Meere aufsteigende Dunstmassen stoßen auf ihrem Wege nach dem Westen zuerst an die Küsten-Bergkette und geben dort ihr Wasser ab, oder sie sind vielleicht auch stärker erwärmt, schweben über die Gipfel dieser Berge hinweg und ziehen weiter. Hundert Meilen weiterhin werden sie von den hohen Gipfeln der Sierra Nevada aufgefangen und, so zu sagen, gefesselt, durch die Ströme des Sacramento und San Joaquin in den Ocean zurückgeführt. Nur der Saum dieser Wolken, wie ich es genannt habe, ist es, der noch höher steigt, der Anziehungskraft der Nevada entgeht, weiter schwebt und in der Wüste niederfällt. Was ist die Folge davon? Er ist kaum gefallen, als er auch wieder von dem Gila und Colorador dem Meere zurückgeführt wird, um sich von Neuem zu erheben und

die Abhänge der Nevada zu befruchten, während die Ueberbleibsel einer andern Wolke ihre geringen Massen über die dürren Hochlande des Innern führen, um sie an den Gipfeln der Felsengebirge in Regen oder Schnee abzugeben. Daher kommen die Quellen der östlich und westlich ziehenden Flüsse und die Däsen — wie die in diesem Gebirge liegenden Parks; daher kommen auch die fruchtbaren Thäler am del Norte und andern durch dieses Centralland gesäeten Flüsse.

„Die vom atlantischen Meere aufsteigenden Dunstwolken erleiden beim Zuge über die Alleghanykette den ähnlichen Aufenthalt; nachdem sie eine große Strecke des Erdumfangs durchmessen haben, senken sie sich in die Thäler des Ohio und Mississippi herab. Auf allen Seiten dieses großen Continents wird, je näher sie der Mitte kommen, die Fruchtbarkeit bloß aus Wassermangel um so geringer; der Boden besitzt an manchen Stellen, wo kaum ein Grashalm zu sehen ist, alle Elemente der Vegetation. Der Doctor hier wird Ihnen das bestätigen, er hat ihn analysirt.“

„Ja, ja, das ist wahr!“ bestätigte der Doctor ruhig.

„Es giebt viele Däsen,“ fuhr Seguin fort, „und wo es Wasser giebt, um den Boden zu benetzen, ist eine üppige Vegetation die Folge davon. Sie haben dies ohne Zweifel bei der Reise am Flusse herab bemerkt, und dies war auch der Fall in den alten spanischen Niederlassungen am Gilar.“

„Aber warum sind diese aufgegeben worden?“ fragte ich, denn ich hatte noch nie einen Grund für die Verödung jener einst blühenden Colonie gehört.

„Warum?“ wiederholte Seguin mit eigenthümlicher Energie, „warum? — wenn nicht eine andere Race, als die iberische, von diesen Gegenden Besitz ergreift, so werden die Apachen und Navajos und Comanchen — die von Cortez und seinen Siegern Besiegten — die Nachkömmlinge dieser Sieger wieder vom Boden Mexico's vertreiben.“

„Sehen Sie Sonora und Chihuahua an! sie sind ganz entvölkert. Sehen Sie Neu-Mexico an — seine Bürger leben nur geduldet — sie leben, so zu sagen, um das Land zu pflügen und die Heerden zu füttern, und damit ihre eignen Feinde, welche alljährlich ihre Raubzüge machen, zu ernähren. Aber kommen Sie, die Sonne sagt uns, daß wir weiter müssen. Kommen Sie.“

„Steigen Sie auf, wir können hindurch gehen,“ fuhr er fort; „es ist in der letzten Zeit kein Regen gefallen und das Wasser steht tief, sonst würden wir fünfzehn Meilen weit über jenen Berg zu reiten haben. Halten Sie sich dicht an die Felsen und folgen Sie mir.“

Und mit dieser Ermahnung betrat er, von mir, Godé und dem Doctor gefolgt, den Cannon.



Drittes Kapitel.

Skalpjäger.

Es war noch früh am Abend, als wir das Lager — das Lager der Skalpjäger erreichten. Unsere Ankunft wurde kaum bemerkt. Ein einziger Blick auf uns war, als wir unter die Leute ritten, das alleinige Erkennungszeichen, welches uns zu Theil ward. Keiner erhob sich, Keiner unterbrach seine Beschäftigung. Man ließ uns unsere Pferde absatteln und sie, so gut wir konnten, selbst in Sicherheit bringen.

Das Reiten hatte mich ermüdet, da ich so lange nicht im Sattel gesessen hatte. Ich warf meine Decke auf den Boden, setzte mich nieder und lehnte mich an einen Baumstumpf. Ich hätte schlafen können, aber die Fremdartigkeit aller meiner Umgebung regte meine Phantasie an und ich beobachtete sie mit der größten Neugier.

Ich müßte den Pinsel zu Hilfe rufen, wenn ich Euch eine Idee von der Scene geben wollte, und selbst dies würde nur ein schwaches Bild davon geben.

Das menschliche Auge konnte sich keinen wilderen und malerischeren Anblick denken. Es erinnert mich an Gemälde, die ich gesehen und welche die Lager von Räubern unter den dunklen Fichten der Abbruzen darstellten.

Ich zeichne nach einer Erinnerung, die über viele Jahre eines abenteuerlichen Lebens zurückblickt. Ich kann nur die hervorragenden Punkte des Bildes geben; die Details sind vergessen, obgleich zu jener Zeit die geringfügigsten Einzelheiten für mein Auge neue und fremdartige Dinge waren und jede von ihnen meine Aufmerksamkeit eine Zeitlang festhielt. Ich wurde später mit ihnen vertraut und daher stehen sie jetzt in meinem Gedächtniß, wie eine Menge anderer Dinge, gerade durch ihre Deutlichkeit undeutlich da.

Das Lager befand sich in einer Krümmung des del Norte — in einer, von hohen Cottonholzbäumen umgebenen Lichtung, wo sich die glatten Ströme vertikal aus einem dichten Gebüsch von Palmettos und spanischen Bajonnetbäumen erhoben. Auf dem offenen Boden standen einige zerrissene Zelte und außerdem erblickte man noch Fellhütten nach indianischer Art. Die meisten von den Jägern hatten jedoch ihr Obdach aus einer, auf vier aufrechten Pfählen ausgespannten Büf-

felbedeckte gemacht. In dem Gebüsch gab es überdies Lager, die aus Zweigen erbaut und mit den palmenartigen Blättern der Yuka oder mit aus dem nahen Fluß gebrachtem Schilf gedeckt waren.

Nach verschiedenen Richtungen führende Pfade wurden durch Oeffnungen im Laube bezeichnet. Durch einen davon war eine grüne Wiese sichtbar, auf der an langen Lasso's ausgepflochte Maulthiere und Mustangs weideten.

Im Lager sah man überall Sättel, Zügel und Pöcke auf Baumstümpfen ruhen, oder von den Ästen herabhängen. An den Bäumen lehnten Flinten und über den Zelten hingen rostige Säbel. Lagergeräthe, wie Pfannen, Kessel und Kerze bedeckten den Boden in jeder Richtung.

Es brannten mehrere Feuer, um welche Männergruppen saßen. Sie suchten keine Wärme, denn es war nicht kalt; sie rösteten Hirschrippen oder rauchten aus sonderbar geformten Pfeifen. Einige putzten ihre Waffen und Ausrüstungsstücke.

Die Töne einer Menge von Sprachen drangen in mein Ohr; ich hörte französische, spanische, englische und indianische Worte. Die Ausrufe standen mit dem Aeußern derjenigen, von welchen sie kamen, im Einklang.

„Hallo, Dick, zum Henker, alter Gaul! was machst Du da?“

„Sacre — enfant de g^{ra}nce!

„Carramba!

„Par dieu, Monsieur!

„Beim ewigen Erbbeben!

„Vaya hombre, vaya!

„Carrajo!

„Bei Gofch!

„Santissima Maria!

„Sacrrre!“

Besonders drei Gruppen fielen mir auf. In jeder herrschte eine besondere Sprache und die Costüme der Männer, aus welchen sie bestanden, waren so ziemlich gleichartig.

Die mir zunächst unterhielt sich in spanischer Sprache. Es waren Mexicaner. Ich will die Kleidung der Einen von ihnen, wie sie mir erinnerlich ist, beschreiben.

Calzonneros von grünem Baumwollen-Sammet. Diese sind nach Art der Matrosenbeinkleider geschnitten — kurz am Leibe — eng um die Hüfte — und weit am untern Ende, wo sie durch schwarzes, geprägtes und gesticktes Leder verstärkt werden. Die äußern Säume sind von der Hüfte bis zum Knie offen, mit Schnuren besetzt und mit Reihen von silbernen, zuckerhutförmigen Knöpfen besetzt. Diese Säume sind offen, denn der Abend ist warm und darunter zeigen sich die Calzoncillos von weißem Mouffelin, welche in weiten Falten auf die

Knöchel herabhängen. Der Stiefel ist von Kalbleder, gegerbt, aber nicht geschwärzt, er ist roth und an den Zehen abgerundet und trägt einen Sporn von wenigstens einem Pfund Gewicht, mit einem drei Zoll im Durchmesser haltenden Rade. Der Sporn ist eigenthümlich geformt und durch Riemen von gepresstem Leder an dem Stiefel befestigt. Glöckchen — Campanillos — hängen von den Zähnen der Räder herab und erschallen bei der leisesten Bewegung des Fußes.

Blick aufwärts. Die Calzoneros haben keine Hosenträger, sondern sind um den Leib mit einer seidnen Schärpe befestigt. Diese ist scharlachroth, mehrere Male um den Leib geschlungen und hinten, wo die bestrasteten Enden hübsch über die linke Hüfte herabhängen, zugeknüpft. Eine Weste ist nicht vorhanden. Die Jacke ist von dunklem Tuche, gestickt und enganliegend, hinten kurz, so daß das Hemd über die Schärpe herausbufft. Das Hemd selbst, mit seinem breiten Kragen und seiner blumigen Vorderseite, legt von der Geschicklichkeit einer schwarzäugigen Poblana Zeugniß ab. Ueber Allem diesem sitzt der breitkrämpige, schattige Sombrero — ein schwerer, schwarzlackirter Hut, mit einem dicken Silberbande, an den Seiten stehen Quasten von demselben Metall hervor und geben ihm ein wahrhaft einziges Aussehen. Ueber die eine Schulter hängt, halb zusammengehalten, die malerische Serape, ein Gürtel und eine Jagdtasche — eine Escopette, auf welcher die Hand ruht,

ein paar kleine Gürtelpistolen — ein langes, schief über die linke Hüfte herabhängendes Messer, vervollständigen das Costüm desjenigen, welchen ich beschrieben habe.

Er kann als Charakterbild vieler seiner Gefährten in der Gruppe, die mir zunächst war, dienen. Ihre Kleidungsstücke zeigen Abwechslung, in Allem war jedoch das Nationalcostüm von Mexico zu erkennen. Einige trugen lederne Calzoneros mit einem Spenzer oder Wamms von demselben Stoff, welcher sowohl vorn, wie hinten, eng anlag. Andere hatten, statt der bunten Serapen, die Wolldecke der Navajos mit ihren breiten, schwarzen Streifen. Von den Schultern noch Anderer hing die schöne, graziose Mampa herab. Einige hatten Moccassins, während ein Paar von den Geringern die einfache Guarache — die Sandale der Azteken, trugen.

Die Gesichter dieser Männer waren schwarz und wild, ihr Haar lang, straff und schwarz, wie die Flügel der Raben, während der Bart verwildert um ihr Gesicht wuchs; blizende, schwarze Augen leuchteten unter den breiten Krämpfen ihrer Hüte hervor. Wenige unter ihnen waren Männer von hoher Gestalt, aber ihre Körper besaßen eine Geschmeidigkeit, welche bewies, daß sie großer Anstrengungen fähig waren. Sie waren gut gebaut und an Mühseligkeiten und Entbehrungen gewöhnt. Sie gehörten sämtlich der mexicanischen Grenze an und hatten sich oft im tödtlichen Kampfe mit den indianischen Feinden gemessen. Es waren Ciboleros, Bague-

ros, Rancheros, Monteros, kurz, Männer, die bei ihrem häufigen Verkehr mit den Gebirgsmännern, den gallischen und angelsächsischen Jägern der östlichen Ebene, einen Grad von Kühnheit angenommen hatten, welcher keineswegs ihren eigenen Stämmen angehörte. Sie waren die Ritter der mexicanischen Grenze.

Sie rauchten Cigarritos, welche sie zwischen ihren Fingern in Maishülsen rollten. Sie spielten auf ihren ausgebreiteten Decken Monte, wobei sie ihren Tabak einsetzten. Sie fluchten und schrien Carrajo, wenn sie verloren, und dankten der heiligen Jungfrau, wenn die Karten zu ihren Gunsten fielen. Ihre Sprache war ein spanisches Patois, ihre Stimmen scharf und unangenehm.

In geringer Entfernung von diesen, befand sich die zweite Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit erregte.

Die Individuen, aus welchen dieselbe bestand, waren von der ersten völlig verschieden. Sie wichen in allen wesentlichen Punkten — in der Stimme sowohl, wie in der Kleidung, Sprache und Physiognomie von ihnen ab. Man erkannte auf den ersten Blick das anglo-amerikanische Gesicht.

Dies waren die Trapper — die Prairiejäger — die Gebirgsmänner.

Wählen wir abermals einen Typus, welcher als Beschreibung für Alle gelten kann.

Er steht, auf seine lange, gerade Büchse gelehnt, da und blickt in das Feuer. Er ist sechs Fuß in seinem Moccassins hoch und von einem Bau, welcher Kraft und sächsishe Abstammung verkündet. Seine Arme sind wie junge Eichen und seine Hände, welche die Mündung seines Gewehrs faßt, ist groß, fleischlos und muskulös. Seine Wange ist breit und fest, sie wird theilweise von einem buschigen Backenbart bedeckt, der über dem Kinn zusammenkommt und sich um die Lippen zieht. Er ist weder blond noch schwarz, sondern von einer stumpfen, braunen Farbe und heller um den Mund, wo er von der Sonne, dem Whisky und dem Wasser gebleicht worden ist. Das Auge ist blau oder blaugrau, klein und an den Winkeln mit kleinen Krähenfüßen umgeben. Es liegt weder zu flach noch zu tief und schweift selten umher. Es scheint eher in Einen, als auf Einen zu blicken. Das Haar ist braun und von mittlerer Länge — ohne Zweifel bei seinem letzten Besuche in der Ansiedelung verschnitten, und der Teint, wenn auch eben so dunkel, wie der eines Mulatten, dies nur in Folge des Wetters. Er war einst hell. Das Gesicht ist nicht unangenehm, man könnte es sogar hübsch nennen; sein ganzer Ausdruck ist dreist, aber gutmüthig und edel.

Die Kleidung des soeben beschriebenen Individuums ist von heimischer Manufaktur — das heißt von seiner Heimath — der Prairie und des wilden Gebirgs-

parkes — wo das Material durch eine Kugel aus seiner Büchse gekauft wurde. Sie ist das Werk seiner eigenen Hände — wenn er nicht einer von denen ist, die in ihren Augenblicken der Trägheit ihre Hütte mit einem indianischen Mädchen aus den Stämmen der Siour's, Kröhen oder Cheyennes getheilt haben.

Sie besteht aus einem Jagdhemd von bis zur Weichheit eines Handschuhes geräucherter Hirschhaut, Beinkleider, die bis an den Gurt reichen, und Mocassins von demselben Material — die letzteren mit der par flèche oder Haut des Büffels besohlt. Das Hemd ist am Gürtel eingeschlagen, aber an der Brust und der Kehle offen, und fällt in einem hübschen, die Schulter oben noch bedeckenden Kragen zurück. Unter ihm sieht man das Unterhemd von feinerem Stoff, der gegerbten Haut der Antilope, oder der der Dammkuh. Auf seinem Kopfe sitzt eine Waschbärmütze mit dem Gesicht des Thieres nach vorn, während der geringelte Schweif wie eine Feder auf seine Schulter hinabhängt.

Seine Ausrüstung besteht aus einer Kugeltasche von der gegerbten Haut der Bergkaze, und einem mächtigen, halbmondförmigen Horn, auf welches er eine Menge von eigenthümlichen Erinnerungszeichen eingeschnitzt hat. Seine Waffen sind ein langes Bowie-messer und eine schwere, sorgfältig durch eine Halfter an dem ledernen Gürtel um seinen Leib befestigte Pi-

stole. Hierzu kommt noch eine fast fünf Fuß lange Büchse, welche neunzig auf das Pfund schießt und so gerade ist, daß die Linie des Laufes und die des Kolbens beinahe gleich steht.

Auf Bierlichkeit ist bei seiner Kleidung, seinen Waffen und Ausrüstungsstücken nur wenig gesehen worden, und doch liegt eine Grazie in dem Schnitt seines tunicaartigen Hemdes, eine Eleganz in der Besäumung des Kragens und der Beinkleider, und eine Stutzerhaftigkeit in der Art, wie die Waschbärmütze aufgesetzt ist, welche beweist, daß der Eigenthümer einigermaßen auf seine persönliche Erscheinung sieht. Auf seiner Brust hängt ein kleiner, nett mit gefärbten Stachelschweinposen gestickter Beutel.

Er betrachtet diesen von Zeit zu Zeit mit einem selbstzufriedenen Blicke. Es ist sein Pfeifenbeutel — ein Liebeszeichen von einem dunkeläugigen, dunkelschwarzen Mädchen, welches ohne Zweifel, gleich ihm, zu den Bewohnern der Wildniß gehört. Dies ist das toute ensemble eines Gebirgstrappers.

Den von mir Beschriebenen umgeben noch viele ganz ähnlich gekleidete und ausgerüstete Männer; Einige tragen breitkrämpige Hüte von grauem Filz, und andere Kasensellmützen. Die Jagdhemden der Einen sind zu einer hellen Farbe gebleicht und in bunten Far-

ben gesieckt. Andere sehen zerfezt und gesieckt und ver-
räucherter aus, aber das Costüm Aller besitzt Charakter-
istisches genug, um sie classificiren zu können. Es ist
unmöglich, den echten Gebirgsmann zu verkennen.

Die dritte Gruppe, welche meine Aufmerksamkeit
auf sich zog, befand sich in größerer Entfernung von der
Stelle, wo ich saß. Ich wurde von Neugier, um nicht
zu sagen von Erstaunen, erfüllt, als ich bemerkte, daß
sie Indianer waren.

„Können sie Gefangene sein?“ dachte ich. Nein,
sie sind nicht gebunden. Weder in ihren Blicken, noch
in ihren Mienen, noch in ihren Geberden sind Zeichen
von Gefangenschaft zu erkennen, und doch sind sie
Indianer.

„Können sie zu der Schaar gehören und im
Kampfe gegen —“

Während ich, meinen Vermuthungen dahingegeben,
dasaß, ging ein Jäger an mir vorüber.

„Wer sind jene Indianer?“ fragte ich, auf die
Gruppe deutend.

„Theils Delavaren, theils Shawnees.“

Dies waren also die berühmten Delavaren, die
Urkömmlinge jenes großen Stammes, welcher an den
Küsten des atlantischen Meeres zuerst mit den einge-
drungenen Bleichgesichtern kämpfte! — Ihre Ge-

schichte ist eine wunderbare gewesen. Der Krieg war ihre Schule, der Krieg ihre Religion, der Krieg ihr Zeitvertreib, der Krieg ihr Handwerk!

Sie sind jetzt nur noch geringe Ueberbleibsel. Ihre Geschichte wird bald zu Ende sein.

Ich erhob mich und näherte mich ihnen mit einem Gefühle der Theilnahme. Einige saßen um das Feuer und rauchten aus merkwürdig geschnittenen Pfeifen von rothem Thon. Andere schritten mit dem majestätischen Gange, wegen dessen der Wald-Indianer so berühmt ist, hin und her. Unter ihnen herrschte ein Schweigen, welches in seltsamem Contraste mit dem Geschnatter ihrer mexicanischen Verbündeten stand — von Zeit zu Zeit eine Frage, die in tiefer, sonorer Stimme gestellt wurde — eine kurze, aber nachdrucksvolle Antwort — ein gutturales Grunzen — ein würdevolles Nicken — eine Handbewegung — und so unterhielten sie sich, während sie ihre Pfeifenköpfe mit dem Kinnickinnik füllten und die geschähten Werkzeuge ihres Vergnügens von einer Hand zur andern gehen ließen.

Ich blickte auf diese stoischen Söhne des Waldes mit Empfindungen, welche stärker waren, wie die der Neugier — wie man zum ersten Male einen Gegenstand erblickt, von dem man seltsame Berichte gehört und gelesen hat.

Die Geschichte ihrer Wanderungen und Kriege war in meiner Erinnerung noch frisch. Vor mir befanden sich die Schauspieler selbst — oder Typen von ihnen — in ihrer ganzen Wahrheit, in ihrer ganzen malerischen Wildheit. Dies waren die Männer, welche, von ihrer Heimath am atlantischen Meere vertrieben, nur dem Schicksal ihrer Bestimmung, ihrer Race wichen. Sie waren über die Apalachen gestiegen — hatten sich von einem Wohnsitz nach dem andern durchgekämpft — die steilen Abhänge der Alleghans herab an den bewaldeten Ufern des Ohio hinauf in das Herz des „blutigen Todten“. Fortwährend waren aber die Bleichgesichter ihrer Spur gefolgt und hatten sie weiter — der untergehenden Sonne zugetrieben. Blutige Kriege — punische Treue — gebrochene Verträge — hatten alljährlich ihre Reihen gelichtet. Immer noch waren sie aber, es verschmähend, in der Nähe ihrer weißen Sieger zu leben, vorgebrungen und hatten sich durch dreimal stärkere Stämme ihrer eigenen Race und Farbe gekämpft.

Die Forken des Ohage wurden ihr letzter Ruhepunkt. Hier versprach ihnen der Usurpator eine Heimath zu garantiren, welche auf allen Seiten die ihre sein sollte. Die Zusage kam zu spät. Krieg und Wanderung war zu einem Theile ihrer Natur geworden und sie verschmähten mit verächtlichem Stolge die friedliche Bebauung des Bodens. Die Ueberbleibsel

ihrer Stämme hatten sich in den Dhagen versammelt, und in einem Sommer waren sie verschwunden. Die Krieger und jüngeren Männer wanderten hinweg und ließen nur die Alten und die Frauen und die Werthlosen in der ihnen angewiesenen Heimath zurück. Wohin sind sie gegangen? — wo sind sie jetzt?

Wer die Delavaren finden will, muß sie auf der weiten Prairie — in den Gebirgspark — in den Wohnsitzen des Bären und Biberns — des wilden Schafes und Büffels suchen. Dort kann er sie in zerstreuten Schaaren mit ihren alten Feinden, den weißen Verbündeten, oder allein treffen und sehen, wie sie Fallen stellen, jagen und die Yuta's, oder Kapaho's, oder Krähen, oder Cheyennes — die Navajos oder Apachen bekämpfen.

Ich blickte mit tiefem Interesse auf die Zeugnisse und die malerischen Gewänder der Gruppe. Obgleich keine Zwei von ihnen ganz gleich gekleidet waren, zeigte doch das Costüm Aller gewiß Gleichartigkeit. Die Meisten trugen Jagdhemden, nicht aus Hirschhaut, wie die der Weißen, sondern von buntbedrucktem Callico. Diese hübschgeformte und befranzte Kleidung bot, im Verein mit den Ausrüstungsstücken der indianischen Krieger, eine auffallende Erscheinung dar. Aber das, was die Costüme der Delavaren und Shawnees von ihren weißen Verbündeten am meisten unterschied, war

die Kopfbedeckung. Diese bestand aus einem Turban, welcher dadurch gebildet war, daß sie eine Schärpe oder ein Tuch von bunten Farben, wie man sie noch bei den dunklen Creolen von Haiti sehen kann, um den Kopf gebunden hatten. Unter der Gruppe vor mir waren keine zwei von diesen Farben gleich, dennoch hatten aber Alle einen gleichartigen Charakter. Die feinsten waren die aus den bunten Tüchern von Madras bestehenden. Sie waren mit bunten Federn aus dem Flügel des Kriegsadlers, oder dem blauen Gefieder des Reiheres verziert.

Was ihr übriges Costüm betraf, so trugen sie Hirschhautbeinkleider und Mocassins, die denen der Trapper beinahe gleich waren. Die Beinkleider einiger von ihnen waren am äußeren Saume mit Skalplocken geschmückt, welche eine düstere Geschichte der Tapferkeit der sie Tragenden darboten.

Ich bemerkte, daß ihre Mocassins eigenthümlich waren und sich völlig von denen der Prairie-Indianer unterschieden. Sie waren auf der Vorderseite genäht, ohne Stickerei oder Zierath zu zeigen, und in eine doppelte Reihe von Falten zusammengezogen.

Die Waffen und Rüstungsgegenstände dieser Krieger waren denen der weißen Jäger ähnlich. Sie haben schon längst dem Bogen entsagt und in der Behandlung der Büchse können die meisten von ihnen mit ihren Gi-

birgsgeossen wetteifern. Außer der Flintensteinbüchse und dem Messer tragen sie aber noch die alte Waffe ihres Geschlechts — den furchtbaren Tomahawk.

Ich habe drei charakteristische Gruppen beschrieben, welche mir beim Blick über den Lagerplatz auffielen. Es gab aber noch Individuen, welche keiner davon angehörten, und andere, die den Charakter verschiedener trugen.

Ich sah Franzosen, canadische Voyageurs, versprengte Diener der Nordwest-Gesellschaft mit weißen Capoten — und diese plauderten, tanzten und sangen ihre Bootslieder mit der ganzen Eigenthümlichkeit ihrer Race. Dann waren Pueblos, Indios manzos da, die in ihren graziösen Tilmas oder Decken, mit einem Schliß in der Mitte, um den Kopf hindurchzustechen, trugen, und den sie Umgebenden eher zu dienen, als ihre Genossen zu sein schienen.

Auch Mulatten waren da und kohlschwar^{3e} Neger aus den Pflanzungen von Louisiana, welche den Schenkiemer des Aufsehers gegen dieses freie umherschweifende Leben vertauscht hatten. Es gab hier zerrissene Uniformen, welche die Deserteur verkündeten, die von einem Grenzposten in diese entfernte Gegend gewandert waren.

Auch Kanaka's von den Sandwich-Inseln sah ich, die die Wüste von Californien durchzogen

hatten — kurz, die hier Versammelten schienen jeder Farbe, jedem Klima, jeder Sprache anzugehören, wie sie die Zufälle des Lebens und der Instinct der Abenteuersucht zusammengeführt hatte — Alle waren mehr oder weniger seltsame Individuen der seltsamsten Schaar, die ich je erblickt habe — die Schaar der Skalpjäger!

Viertes Kapitel.

Schießproben.

Ich war zu meiner Decke zurückgekehrt und wollte mich eben darauf ausstrecken, als das Krächzen eines Reiher's meine Aufmerksamkeit erregte. Ich blickte auf und sah eines von diesen Thieren dem Lager zusliegen. Es kam durch eine dem Fluß zugewendete Oeffnung in den Bäumen. Sein Flug war tief und langsam und es forderte mit seinen breiten Schwingen zu einem Schusse heraus.

Es knallte. Einer von den Mexikanern hatte seine Escopette abgefeuert, aber der Vogel flog weiter und strengte seine Schwingen mit größerer Energie an, wie um außer Schußweite zu kommen.

Die Trapper lachten und eine Stimme rief:

„Du verwünschter Narr! Denkst Du, daß Du mit Deiner dickköpfigen Plazbüchse eine ausgebreitete Decke treffen könntest! — Pah!“

Ich wendete mich, um zu sehen, wer diese Worte gesprochen hatte. Zwei Männer wogen ihre Büchsen in der Hand und erhoben sie, um auf den Vogel zu zielen. Der eine war der junge Jäger, welchen ich beschrieben habe, der andere ein Indianer, den ich noch nicht gesehen hatte.

Die Knalle waren gleichzeitig und der Reiher ließ seinen langen Hals sinken und stürzte wirbelnd in die Bäume, wo er, von einem hohen Aste aufgefangen, hängen blieb.

An der Stelle, wo sie sich befanden, hatte keiner von den Beiden sehen können, daß der Andere feuerte. Zwischen ihnen stand ein Zelt und beide Knalle waren wie einer erschienen. Ein Trapper rief:

„Gut gemacht, Garey! der Herr sei dem Gegenstande gnädig, auf den die Mündung des alten Bären-tödters gerichtet ist, wenn Du durch das Visir schielst.“

In diesem Augenblicke schritt der Indianer um das Zelt, und da er diese Worte hörte und wahrnahm, daß der Rauch noch aus der Mündung des Gewehrs des jungen Jägers hervorkräuselte wendete er sich mit der Frage an ihn:

„Haben Sie gefeuert, Sir?“

Dies wurde in einem gut accentuirten und ganz

unindianischen Englisch gesprochen, welches meine Aufmerksamkeit dem Manne zugelenkt haben würde, wenn sie nicht bereits sein imposantes Aeußere gefesselt hätte.

„Wer ist er?“ fragte ich einen meiner Nachbarn.

„Weiß es nicht — erst angekommen,“ war die kurze Antwort.

„Meinen Sie, daß er hier fremd ist?“

„Jawohl, er ist erst vor einer Weile angekommen, — glaube nicht, daß ihn Jemand kennt. Ich vermute, daß es der Capitain thut. Ich habe sie die Hände schütteln sehen.“

Ich blickte mit zunehmendem Interesse auf den Indianer. Er schien ein Mann von etwa dreißig Jahren zu sein und war nicht viel unter sieben Fuß Höhe. Seine Verhältnisse waren die eines Apollo und er schien deshalb kleiner zu sein, als er wirklich war. Er hatte Züge von römischen Typus und seine schöne Stirn, seine Adlernase und seine breiten Kinnbacken gaben ihm das Aussehen eines nicht nur festen und energischen, sondern auch talentvollen Mannes. Er trug ein Jagdhemd, Leder-Beinkleider und Mocassins, aber Alles dies wich von den Kleidungsstücken ab, welche die Jäger sowohl wie ihre indianischen Verbündeten hatten. Das Hemd selbst war fast bis zur weißen Farbe eines Glacéhandschuhs gebleicht, die Brustseite war geschlossen und schön mit gefärbten Stachelschweiposen gestickt. Die Aermel waren ähnlich verziert und die

Kapuze und die Säume mit dem weichen schneeweißen Pelz des Hermelin besetzt. Eine Reihe von ganzen Fellen dieser Thiere hing von dem Hemd herab und bildete einen schönen und kostbaren Saum, aber das Eigenthümlichste an diesem Manne war sein Haar. Es rollte lose über seine Schultern und reichte bis auf den Boden. Es konnte nicht weniger, als sieben Fuß lang sein. Es war schwarzglänzend und voll und erinnerte mich an die Schweife der großen vlämischen Pferde, die ich vor den Leichenwägen in London gesehen hatte.

Auf dem Kopfe trug er die Kriegsadlermütze mit ihrer vollen Federkrone — dem schönsten Triumph des Geschmacks eines Wilden. Dieser schöne Kopfsputz vermehrte die Majestät seiner Erscheinung noch. Von seinen Schultern hing eine weiße Büffeldecke mit der graziösen Draperie einer Toga herab, ihr seidenweiches Haar entsprach der Farbe seiner Kleidung und bildete einen auffallenden Kontrast mit seinen eigenen dunkeln Locken.

Er trug aber auch noch andere Zierathen an seinem Körper. Seine Waffen und Rüstungsstücke schimmerten in metallischem Glanze, und der Kolben und Schaft seiner Büchse waren reich mit Silber eingelegt.

Ich bin deshalb in meiner Beschreibung so ausführlich gewesen, weil der erste Anblick dieses Mannes mir ein Bild darbot, welches sich nie aus meinem Gedächtniß verwischen kann. Es war das schöne Ideal

eines malerischen und romantischen Wilden, und doch hätte er in seiner Sprache und seinem Benehmen nichts Wildes. Im Gegentheil, die Frage, welche er soeben an den Trapper gestellt hatte, wurde auf das Höflichste gesprochen. Die Antwort war nicht so freundlich.

„Ob ich gefeuert habe! Habt Ihr nicht den Krach gehört? Habt Ihr nicht das Ding fallen sehen? schaut dorthin!“

Garcy deutete bei diesen Worten nach dem Vogel hinauf.

„Wir müssen zugleich gefeuert haben.“

Während der Indianer dies sagte, deutete er auf sein Gewehr, welches noch aus der Mündung rauchte.

„Schaut her, Indianer, ob wir zugleich gefeuert haben, oder nicht zugleich, das kümmert mich weniger, als das Wedeln eines Bibereschwanzes; aber ich habe den Vogel aufs Korn genommen, ich habe ihn getroffen und meine Kugel hat ihn herabgebracht.“

„Ich denke, daß ich ihn ebenfalls getroffen haben muß,“ erwiderte der Indianer bescheiden.

„Doch nicht etwa mit dem flunkerschen Spielzeuge da?“ sagte Garcy, indem er geringschätzig auf das Gewehr des Andern und dann stolz auf seine eigene braune, vom Wetter mitgenommene Büchse deutete, die er soeben ausgewischt hatte und wieder laden wollte.

„Spielzeug oder nicht!“ erwiderte der Indianer; „sie sendet eine Kugel gerader und weiter, als irgend

ein Gewehr, welches ich noch getroffen habe. Ich bürgte dafür, daß sie die ihre durch den Leib des Reihers gesendet hat.“

„Schaut her, Mister — denn ich vermuthe, daß wir einen Gentleman, der so hübsch spricht und so hübsch aussieht, Mister nennen müssen, wenn er auch ein Indianer ist — es ist leicht auszumachen, wer den Vogel getroffen hat. Euer Ding schießt etwa fünfzig, Barentöbter aber neunzig aufs Pfund.“ Es ist nicht schwer zu sehen, welche das Ungeziefer durchbohrt hat. Wir werden es bald sehen.“

Und hiermit trat der Jäger auf den Baum zu, an welchem hoch oben der Reiher hing.

„Wie wollt Ihr ihn herabbringen?“ rief einer von den Männern, welcher vorgetreten war, um das Ende dieses merkwürdigen Streites anzusehen.

Es erfolgte keine Antwort, denn Alle sahen, daß Garey seine Büchse zu einem Schusse erhoben hatte. Der Knall folgte und der von seiner Kugel zersplitterte Zweig bog sich unter der Last des Reihers. Der Vogel war aber von einer Doppelgabel aufgefangen worden und stak immer noch fest an dem zerbrochenen Holze.

Dem Schuß folgte ein Beifallsmurmeln. Die Männer waren nicht gewöhnt, über einen geringfügigen Vorfall ein lautes Hurrahgeschrei zu erheben.

Der Indianer, welcher sein Gewehr wieder geladen hatte, näherte sich jetzt.

Er zielte, traf den Zweig an dem zerschmetterten Punkte und schnitt ihn rein vom Baume ab. Der Vogel stürzte unter lauten Beifallsrufen der Zuschauer, besonders der mexikanischen und indianischen Jäger, zu Boden, und er wurde sogleich aufgehoben und untersucht.

Durch seinen Körper waren zwei Kugeln gegangen, eine jede von ihnen würde ihn getödtet haben.

Auf dem Gesicht des jungen Jägers wurde ein Schatten eines unangenehmen Gefühls wahrnehmbar. Er war in Gegenwart so vieler Jäger jeder Nation auf diese Weise, im Gebrauch seiner Lieblingswaffe, geschlagen worden, und noch dazu von einem Indianer — und noch schlimmer, von einer jener „Pfefferkuchens Flinten“. Die Gebirgsmänner haben keinen Glauben an einen verzierten Schaft, oder einen schweren Kaliber. Eingelegte Büchsen, sagen sie, sind wie eingelegte Rasirmesser, nur dazu bestimmt, um sie an Grünschnäbel zu verkaufen.

Es war jedoch offenbar, daß die Büchse des fremden Indianers auch zum Schießen gemacht war.

Es bedurfte der ganzen Selbstbeherrschung des Trappers, um seinen Aerger zu verhehlen. Er begann, ohne ein Wort zu sagen, seine Büchse mit der, Männern seines Berufs eigenthümlichen stoischen Ruhe auszuwischen. Ich bemerkte, daß er mit größerer Sorgfalt, als gewöhnlich, lud, offenbar wollte er sich mit der be-

reits gemachten Probe nicht begnügen, sondern entweder den Indianer besiegen, oder selbst besiegt werden, wenigstens murmelte er dies seinen Kameraden zu.

Sein Gewehr war bald geladen. Er nahm es in den Arm und wendete sich zur Menge, die sich jetzt aus allen Theilen des Lagers herbeigefunden hatte.

„Es giebt eine Art zu schießen,“ sagte er, „die eben so leicht ist, wie das Fällen von einem Baume. Ein Jeder, der geradeaus durch ein Visir blicken kann, vermag es zu thun; aber es giebt eine andere Art, die nicht so leicht ist und die des Muthes bedarf.“

Hier blieb der Trapper stehen und blickte auf den Indianer, welcher ebenfalls wieder lud.

„Schaut her, Fremder,“ fuhr er, zu dem Letzteren gewendet, fort, „habt Ihr in der Nähe einen Kameraden, der Euern Schuß kennt?“

Der Indianer antwortete nach kurzem Besinnen: „Ja.“

„Kann sich Euer Kamerad auf Euern Schuß verlassen?“

„D, ich glaube es; warum wünschen Sie das zu wissen?“

„Warum! — ich will Euch einen Schuß zeigen, den wir mitunter in Bent'sfort thun, um die Grünschnäbel zu figheln. Es ist kein besonders großer Schuß, aber er setzt die Nerven ein wenig auf die Probe. — He, Kube! —“

„Geh zum Teufel! — Was willst Du von mir?“

Dies wurde von einer energischen, zornigen Stimme gesprochen, welche Aller Augen nach der Seite, von welcher sie kam, lenkte.

Auf den ersten Blick schien in dieser Gegend sich Niemand zu befinden; wenn man aber sorgfältiger unter die Baumstümpfe und Stämme schaute, so entdeckte man ein Individuum, welches an einem von den Feuern saß.

Es hätte sich schwer behaupten lassen, daß es ein menschlicher Körper sei, wenn nicht die Arme in diesem Augenblicke in Bewegung gewesen wären. Der Rücken war der Menge zugewendet und der Kopf war vorwärts über das Feuer gebückt, und auf diese Weise sichtbar geworden. Der Gegenstand sah von da, wo wir standen, eher wie der Stumpf eines Cottonbaumes in einer schmutzfarbigen Hirschhaut, als wie der Körper eines menschlichen Wesens aus. Wenn man näher kam und ihn von vorn ansah, unterschied man aber, daß es ein Mann war — wenn auch ein sehr sonderbarer — welcher ein langes Rippenstück von Hirschfleisch in beiden Händen hielt und es mit seinen schlechtesten Zähnen benagte.

Die ganze Erscheinung dieses Individuums war eigenthümlich und auffällig. Seine Kleidung — wenn man es Kleidung nennen konnte — war eben so ein-

fach, wie wild. Sie bestand aus einem Dinge, welches einst vielleicht ein Jagdhemd gewesen war, aber jetzt eher ausfah, wie ein lederner Sack mit aufgeschlittem Boden und an die Seite genähten Aermeln. Es war von schmutzigbrauner Farbe, an der Armhohlun-
 g verschrumpft, in dieser Gegend geflickt und über und über fettig — der Schmutz saß in einer dicken Rinde darauf. Einst hatte sich eine Kapuze daran befunden, diese war aber offenbar von Zeit zu Zeit zum Flick-
 en und zu anderen Zwecken verwendet worden, so daß man kaum noch eine Spur davon erblickte. Die Weinkleider und Mocassins waren von gleicher Art, wie das Hemd, und schienen aus derselben Haut gemacht zu sein. Auch sie waren schwarzbraun, geflickt, verschrumpft und fettig. Sie trafen nicht zu-
 sammen, sondern ließen ein Stück des Knöchels nackt, und dieser war ebenfalls schmutzigbraun, wie die Hirschhaut. Es war weder ein Unterhemd, noch eine Weste, oder ein anderes Kleidungsstück zu sehen, mit Ausnahme einer enganschlieenden Muze, die einst Ra-
 genfell gewesen, aber die Haare waren völlig abgetragen und hatten nur eine fettige, lederartige Oberfläche zurückgelassen, die den übrigen Theilen der Kleidung vollkommen entsprach.

Muze, Hemd, Weinkleider und Mocassins sahen aus, als ob sie seit dem Tage, wo er sie zum erstenmale anprobirt — und das mochte manches Jahr her sein — nie ausgezogen werden wären. Das Hemd

war offen und ließ die nackte Brust und Kehle sehen — und diese waren eben so, wie das Gesicht. Die Hände und Knöchel waren von der Sonne gegerbt und vom Feuer zur Farbe des angelaufenen Kupfers geräuchert worden. Der ganze Mann — Kleider und Alles — sah aus, als wäre er geräuchert.

Sein Gesicht verkündete einen Sechsziger; die Züge waren scharf und etwas adlerartig, und das kleine Auge dunkel, schnell beweglich und durchdringend. Sein Haar war schwarz und kurz geschnitten; sein Teint war ursprünglich brünnel gewesen, wenn er auch nichts von dem Franzosen oder Spanier in seiner Physiognomie hatte; er gehörte wahrscheinlich der schwarzen sächsischen Race an.

Als ich auf diesen Mann blickte — denn ich war, von einem Instinkt der Neugier bewogen, auf ihn zugehritten, kam mir der Gedanke, daß er, von der Sonderbarkeit seiner Kleidung unabhängig, etwas Seltsames an sich habe. Es schien etwas Eigenthümliches an seinem Kopfe zu sein, etwas zu fehlen. Was war es?

Meine Vermuthungen dauerten nicht lange. Als ich gerade vor ihn gelangt war, sah ich, was ihm fehlte — es waren seine Ohren!

Diese Entdeckung flößte mir ein dem Grausen verwandtes Gefühl ein. Es ist etwas Schauriges, einen Mann ohne Ohren zu sehen. Es läßt auf ein entsetzliches Drama, eine entsetzliche Scene grausamer

Rache schließen. Es bringt Einen auf die Idee eines begangenen Verbrechens und einer auferlegten Strafe.

Diese Gedanken drängten sich durch meinen Geist, als ich mich plötzlich an eine Bemerkung erinnerte, die Seguin am vorigen Abend gemacht hatte. Dies ist also die Person, von welcher er sprach, dachte ich, und mein Geist war zufriedengestellt.

Nachdem der alte Bursche seine Antwort gegeben, blieb er eine Zeitlang, mit dem Kopfe zwischen den Knien kauend, murmelnd und knurrend, wie ein magerer Wolf, der über eine Störung in seiner Mahlzeit erzürnt ist, sitzen.

„Komm her, Kube, ich brauche Dich,“ fuhr Garey in halb bittendem Tone fort.

„Und wenn Du mich auch brauchst, so wird dieses Kind sich doch um keinen Pflock verrücken, bis er diese Rippe hier abgepußt hat — das thut er gewiß nicht.“

„Geh zum Teufel, Mann, und beeile Dich!“ und der ungeduldige Jäger ließ den Kolben seiner Büchse auf den Boden fallen und erwartete ihn mit mürrischem Schweigen.

Nachdem der alte Kube noch einige Minuten gekaut, gemurmelt und geknurrte hatte, richtete er langsam seinen magern Leichnam auf und schritt zu der Menge heran.

„Was willst Du, Billy?“ fragte er den Trapper.

„Ich möchte, daß Du dies hieltest,“ antwortete Gary, indem er ihm eine runde weiße Muschel, etwa von der Größe einer Taschenuhr, hinreichte, von welcher Art viele auf dem Boden verstreut waren.

„Ist es eine Wette, Junge?“

„Nein, das ist es nicht!“

„Verschwendest Du nicht Dein Pulver?“

„Ich bin von jenem Indianer im Schießen besiegt worden,“ erwiderte der Trapper leise.

Der Alte blickte nach der Seite, wo der Indianer aufrecht und majestätisch im vollen Glanze seiner Federn stand. Man nahm keine Spur von Triumph oder Renommisterei an ihm wahr, während er in einer ziemlich ruhigen und würdevollen Haltung auf seiner Büchse lehnte.

An der Art, wie ihn der alte Kube beschaute, konnte man erkennen, daß er ihn schon früher gesehen hatte, wenn auch nicht in diesem Lager. Nachdem er ihn vom Kopf bis zum Fuß betrachtet und eine Zeitlang seine Blicke auf ihm hatte ruhen lassen, entfloß seinen Lippen ein leises Murmeln, welches plötzlich mit dem Worte Coco endigte.

„Eine Coco, meinst Du?“ fragte Jener mit sichtbarem Interesse.

„Bist Du blind, Bill, siehst Du seine Mocassins nicht?“

„Ja, Du hast recht, aber ich bin zwei Jahre un-

ter dem Stamme gewesen und habe keinen solchen Mann dort gesehen.“

„Er war nicht da.“

„Wo denn?“

„Wo es nicht viele Rothhäute giebt. Er kann vielleicht gut schießen; er hat es einst gethan — den Nagel aus dem Schwarzen.“

„Du hast ihn also gekannt?“

„Sawohl, einst — eine hübsche Squaw, — ein hübsches Mädchen! — Wohin soll ich gehen?“

Ich dachte, daß Garey geneigt schien, das Gespräch fortzusetzen. Sein Benehmen zeigte ein offenes Interesse, als der Andere das Wort Squaw nannte. Vielleicht hatte er eine zärtliche Erinnerung; da er aber den Andern sich zum Fortgehen anschicken sah, deutete er nach einer sich östlich hinstreckenden Richtung und antwortete einfach:

„Sechzig!“

„Nimm meine Klauen in Acht, hörst Du? Die Indianer haben sie rar gemacht. Dieses Kind kann keine weiter entbehren.“

Der alte Trapper sagte dies mit einer Schwung seiner rechten Hand. Ich bemerkte, daß der kleine Finger abgeschnitten war.

„Fürchte nichts, alter Gaul!“ war die Antwort, und hierauf entfernte sich der veräucherte Alte mit

langsamem und regelmäßigem Schritt, welcher bewies, daß er die Entfernung maß.

Als er den sechzigsten Schritt gethan hatte, wendete er sich um und stellte sich mit den Hacken zusammen aufrecht hin. Hierauf streckte er seinen rechten Arm aus, erhob ihn, bis seine Hand sich auf gleicher Höhe mit seiner Schulter befand, hielt die Muschel mit der flachen Seite nach vorn zwischen seinen Fingern und schrie zurück.

„Nun, Bill, schieße und sei verdammt!“

Die Muschel war etwas concav und mit der Höhlung nach vorn gewendet. Der Daumen und Zeigefinger reichten halb um dieselbe, so daß ein Theil des Randes verborgen war, und die dem Schützen zugewendete Oberfläche hatte keinen größeren Umfang, als das Zifferblatt einer gewöhnlichen Uhr.

Dies war ein furchtbarer Anblick. Er ist unter den Gebirgsmännern nicht so häufig, wie die Reisenden erzäh'en. Der Schuß beweist die Geschicklichkeit des Schützen, erstens, wenn er glücklich ist, indem er die Kraft und Festigkeit seiner Nerven beweist, zweitens durch das Vertrauen, welches der Andere darein setzt und auf diese Weise durch ein stärkeres Zeugniß, als einen Eid, bestätigt. Auf alle Fälle ist das Halten des Ziellers wenigstens eben so wichtig, wie das Treffen desselben.

Es giebt viele Jäger, die den Schuß thun wollen, aber nur wenige, welche zu bewegen sind, die Muschel zu halten.

Es war ein furchtbarer Anblick, und meine Nerven bebten, während ich darauf hinsah. Viele Andere fühlten das Gleiche. Niemand mischte sich ein. Es waren nur Wenige zugegen, die es gewagt haben würden, selbst wenn diese beiden Männer Vorbereitungen getroffen hätten, um auf einander zu feuern. Beide waren unter ihren Kameraden angesehene Männer — Trapper der ersten Klasse.

Garey athmete tief, stellte sich fest mit der Ferse seines linken Fußes einige Zoll vor der Höhlung seines rechten auf, sodann erhob er seine Büchse, warf den Lauf über seine linke Hand und rief seinem Kameraden zu:

„Fest! alter Haut- und Knochen-Mann, hier kommt er!“

Die Worte waren kaum heraus, als die Büchse angelegt wurde.

Auf einen Augenblick herrschte eine Todtenstille und Aller Augen waren auf das Ziel gerendet. Dann kam der Krach, und man sah die Muschel, in fünfzig Trümmer zersplittert, hinwegfliegen.

Die Menge erhob ein Beifallsgeschrei. Der alte Rube bückte sich, um eines von den Stücken aufzu-

heben und schrie, nachdem er es einen Augenblick betrachtete, mit lauter Stimme:

„Gerade in die Mitte! — bei Gott!“

Der junge Trapper hatte in der That das Ziel ins Centrum getroffen, wie es der blaue Fleck der Kugel bezeugte. o' o'.

Drittes Kapitel.

Ein Teller-Gesuch.

Aller Augen wendeten sich jetzt auf den fremden Indianer. Er hat während der soeben beschriebenen Scene schweigend dagestanden und ruhig zugehört. Sein Auge schweift jetzt über den Boden und scheint einen Gegenstand zu suchen.

Zu seinen Füßen liegt eine kleine Winde, welche unter dem Namen des Prairiekürbis bekannt ist; sie ist kugelförmig, von der Größe einer Orange und an Farbe einer solchen nicht unähnlich. Er bückt sich und pflückt sie ab. Er scheint sie mit großer Aufmerksamkeit zu besichtigen und balancirt sie auf seiner Hand, als ob er ihr Gewicht berechne.

Was beabsichtigte er hiermit zu thun? Wird er sie in die Höhe werfen und in der Luft seine Kugel hindurchsenden — was sonst?

Seine Bewegungen werden schweigend beobachtet; beinahe sämtliche Skalpjäger, sechzig bis siebzig an der Zahl, sind in der Nähe, nur Seguin ist mit dem Doctor und wenigen Anderen in einiger Entfernung mit dem Aufschlagen eines Zeltes beschäftigt. Garey steht, von seinem Triumphe einigermaßen erfreut, aber doch nicht ohne Besorgniß, daß er noch besiegt werden könne, auf der Seite. Der alte Kube ist an das Feuer zurückgegangen und röstet sich eine zweite Rippe.

Der Kürbis scheint den Indianer zufriedenzustellen — zu welchem Zwecke er ihn auch bestimmen mag. Ein langes Knochenstück — der Schenkelknochen des Kriegsablers, hängt an seiner Brust. Es ist merkwürdig geschnitten und mit Löchern versehen, wie ein musikalisches Instrument. Es ist in der That auch eines.

Er setzt es an seine Lippen, indem er die Löcher mit seinen Fingern zudeckt. Er läßt drei sonderbare, aber laute, scharfe Töne erschallen; dann senkt er das Instrument wieder und blickt nach Osten in den Wald. Die Augen aller Anwesenden heften sich auf dieselbe Gegend. Die Jäger bleiben, unter dem Einfluß einer räthselhaften Neugier, schweigend stehen, oder sprechen nur mit leisem Murmeln.

Die drei Töne werden, wie vom Echo, durch ein gleiches Signal beantwortet. Offenbar hat der Indianer einen Kameraden im Walde; dennoch scheint aber

Keiner unter der Schaar etwas von ihm oder seinem Kameraden zu wissen — Ja. Einer that es.

Es ist Rube.

„Schaut her, Junge!“ ruft er, über seine Schulter schielend. „Ich wette diese Rippe gegen ein Stück zähen Büffelweisches; daß Ihr das hübscheste Mädchen sehen werdet, auf das Ihr je Eure Augen geworfen habt.“

Es erfolgte keine Antwort. Wir sehen der erwarteten Ankunft zu aufmerksam entgegen.

Wir vernehmen ein Rascheln, als ob Jemand die Büsche hinwegschiebe — den Tritt eines leichten Fußes — das Abbrechen von Zweigen. Ein heller Gegenstand zeigt sich im Laube; es kommt Jemand, durch das Gebüsch — es ist ein Weib.

Es ist ein indianisches Mädchen in einem eigenthümlich malerischen Costüm.

Sie schreitet aus dem Gebüsch und kommt dreist auf die Menge zu. Die Augen Aller sind mit Blicken des Erstaunens und der Bewunderung auf sie geheftet. Wir durchforschen ihr Gesicht und ihre Gestalt und ihre auffallende Kleidung.

Ihre Gewänder sind denen des Indianers nicht unähnlich und auch in anderer Beziehung herrscht eine Gleichartigkeit zwischen ihnen. Die Tunika ist reich besetzt und mit buntgefärbten Stachelschweinposen gestickt. Sie ist um die Mitte des Leibes befestigt und

endet mit einem Saume von Muscheln, die bei jeder Bewegung aneinander schlagen.

Ihre unteren Glieder sind in Beinkleider von Scharlachtuch gehüllt, welche gleich der Tunika besäumt sind und bis an die Knöchel reichen, wo sie über die Mocassins gehen. Die Letzteren sind weiß, mit gefärbten Stachelschweinposen gestickt und schließen eng an ihren kleinen Fuß.

Ein Wampum-Gürtel schließt die Tunika an ihren Leib und läßt einen vollen Busen und die wellenförmigen Umrisse eines erwachsenen Weibes erkennen. Ihr Kopfputz ist dem ihres Gefährten ähnlich, aber kleiner und leichter, und ihr Haar hängt, wie das seine, lose, bis beinahe auf den Boden hinab. Ihr Hals, Nacken und ein Theil ihres Busens sind nackt und mit Perleinschnüren von verschiedenen Farben behangen.

Der Ausdruck ihres Gesichts ist hoch und edel; ihr Auge liegt schief, die Lippen kommen in einer doppelten Curve zusammen und der Nacken ist voll und gerundet; ihre Farbe ist indianisch, aber eine purpurne Röthe, welche sich durch das Braun auf ihren Wangen hervorringt, giebt ihrem Gesicht den malerischen Ausdruck, welchen man an den Quadronen von Westindien wahrzunehmen pflegt.

Sie ist ein Mädchen, wenn auch vollkommen erwachsen und kühn entwickelt; ein Typus der Gesundheit und wilden Schönheit.

Während ihrer Annäherung gaben die Männer unverhohlen ihre Bewunderung zu erkennen. Unter den Jagdhemden klopfen Herzen, welche selten von den Reizen der Frauen träumen.

In diesem Augenblick fällt mir das Aeußere des jungen Gary auf. Sein Gesicht hat sich verlängert, das Blut ist aus seinen Wangen zurückgetreten, seine Lippen sind weiß und zusammengepreßt, und um seine Augen haben sich dunkle Ringe gebildet. Sie drücken Zorn aus, aber es liegt außerdem noch eine Bedeutung in ihnen.

Ist es Eifersucht? — ja.

Er ist hinter einen von seinen Kameraden getreten, als ob er nicht gesehen zu werden wüßte. Die eine Hand spielt unwillkürlich mit dem Griff seines Messers, die andere hat den Lauf seiner Büchse umfaßt, als wolle er ihn zwischen seinen Fingern zerdrücken.

Das Mädchen kommt heran, der Indianer übergiebt ihr den Kürbis und flüstert einige Worte in einer unbekanntem — wenigstens mir unbekanntem — Sprache. Sie nimmt ihn, ohne eine Antwort zu geben und schreitet nach der Stelle, wo Kube gestanden hat und die ihr von ihrem Gefährten angewiesen worden ist.

Sie erreicht den Baum und bleibt vor ihm stehen, indem sie sich umdreht, wie es der Trapper gethan hatte.

Es lag etwas so Dramatisches, etwas so Theatra-

lisches in dem ganzen Vorgange, daß wir bis jetzt sämmtlich in Schweigen die Entwicklung erwartet hatten. Jetzt wußten wir, was es sein sollte, und die Männer begannen zu sprechen.

„Er will den Kürbis aus der Hand des Mädchens schießen,“ meinte ein Jäger.

„Das wäre kein großer Schuß,“ fügte ein Anderer hinzu. Und dies war im Stillen auch die Ansicht der meisten Anwesenden.

„Wagh! es besiegt Garey nicht, wenn er ihn auch trifft!“ rief ein Dritter.

Was war unser Erstaunen, als wir sahen, wie das Mädchen seinen Federreif abwarf, den Kürbis auf den Kopf legte, die Arme über den Busen kreuzte und so ruhig und unbeweglich, als wäre sie aus dem Baume geschnitten, vor uns da stand.

Es erhob sich ein Murmeln unter der Menge. Der Indianer nahm eben seine Büchse auf, um zu zielen, als ein Mann hervorstürzt, um ihn daran zu verhindern — es ist Garey.

„Nein, das dürft Ihr nicht!“ rief er, indem er die erhobene Büchse anfaßte. „Sie hat mich betrogen — das ist klar — aber ich will das Mädchen, welches mich einst geliebt, oder gesagt hat, daß sie es thue, auf diese Weise nicht in der Falle sehen. Nein, Bill Garey wird nicht dabeistehen und zusehen.“

„Was ist das?“ schrie der Indianer mit Donnerstimme. „Wer wagt es, mich zu unterbrechen.“

„Ich wage es,“ entgegnete Garey. „Sie ist jetzt Euer, das kann ich mir denken; Ihr mögt sie nehmen, wo Ihr wollt — und dieß dazu,“ fuhr er fort, indem er den gestickten Pfeifenbeutel abriß und dem Indianer vor die Füße warf; „aber Ihr dürft sie nicht niederschließen, während ich dabeistehe.“

„Mit welchem Rechte unterbrecht Ihr mich — meine Schwester fürchtet sich nicht, und —“

„Eure Schwester!“

„Ja, meine Schwester!“

„Und ist Jene Eure Schwester?“ fragte Garey eifrig, indem sich sein Wesen und der Ausdruck seines Gesichtes plötzlich veränderte.

„Sie ist es; ich habe gesagt, daß sie es ist.“

„Und seid Ihr El Sol?“

„Ja.“

„Ich bitte Euch um Verzeihung, aber —“

„Ich verzeihe Euch; laßt mich!“

„O, Sir, thut es nicht! nein, nein, sie ist Eure Schwester, und ich weiß, daß Ihr das Recht habt; aber es ist nicht nothwendig. Ich habe von Eurem Schießen gehört, ich gebe zu, daß Ihr mich besiegen könnt; um Gottes Willen, wagt es nicht — wenn Ihr Euch etwas aus ihr macht, thut es nicht.“

„Es hat keine Gefahr, ich werde es Euch zeigen.“

„Nein, nein, wenn Ihr denn müßt, so laßt mich es thun, ich will den Kürbis tragen. D, laßt mich es thun!“ murmelte der Jäger flehend.

„Hallo, Bill, was hat der Spektakel zu bedeuten?“ rief Rube, indem er herankam. „Zum Henker, Mann, wir wollen den Schuß sehen. Ich habe schon davon gehört. Sei nicht furchtsam, Du Narr! er wird es thun, wie der Wind — er wird es.“

Und als der alte Trapper dies sagte, erfaßte er seinen Kameraden am Arm und zog ihn von dem Indianer hinweg.

Das Mädchen war während dieser Scene still stehen geblieben, ohne, wie es schien, den Grund der Unterbrechung zu kennen. Garey's Rücken war ihr zugewendet und die Entfernung, so wie eine zweijährige Trennung verhinderte sie ohne Zweifel, ihn zu erkennen.

Ehe Garey sich wieder umwenden konnte, um den Indianer am Schießen zu verhindern, lag die Büchse bereits an dessen Schulter. Sein Finger lag am Drücker und sein Auge blickte durch das Visir. Es war zu spät, um sich einzumischen. Jeder Versuch, dies zu thun, konnte das gefürchtete Resultat herbeiführen. Der Jäger sah dies, als er sich umwandte, blieb stehen und wagte kaum Athem zu holen.

Es war für uns Alle ein Augenblick entsetzlicher Spannung — ein Augenblick der tiefsten Bewegung,

der Stille des Grabes ähnlich — Keiner schien einen Athemzug zu thun, Aller Augen waren auf den gelben Gegenstand geheftet, welcher, wie erwähnt, nicht größer war, wie eine Orange. O Gott, wird der Schuß denn nie kommen?

Er kam. Der Blitz — der Krach — der Feuerstrom — das wilde Hurrah — das Vorwärtstürzen — Alles war gleichzeitig. Wir sehen die zerschossene Frucht hinwegfliegen — das Mädchen stand immer noch fest — sie war unverfehrt.

Ich lief mit den Uebrigen hin. Der Rauch blendete mich auf einen Augenblick, ich hörte die schrillen Töne der Pfeife des Indianers, ich blickte vorwärts — das Mädchen war verschwunden.

Als wir an den Punkt, wo sie gestanden hatte, kamen, hörten wir ein Rascheln im Gebüsch, einen sich entfernenden Schritt. Wir wußten, daß sie es war, aber wir wurden von einem Instinkt der Delikatesse und dem Bewußtsein, daß es dem Wunsche ihres Bruders entgegen sein würde, verhindert, ihr zu folgen.

Wir fanden die Trümmer des Kürbis auf dem Boden verstreut. Wir fanden die Spuren des Blei's auf ihnen. Die Kugel selbst war in die Rinde des Baumes gedrungen und einer von den Jägern begann, sie mit der Spitze seines Bowiemessers herauszugraben.

Als wir uns abwendeten, um zurückzukehren, sahen wir, daß der Indianer hinweggeschritten war und jetzt

ungezwungen und vertraulich mit Seguin plauderte. Bei unserer Rückkehr auf den Lagerplatz bemerkte ich, wie Gary sich bückte und einen schimmernden Gegenstand aufhob. Es war das Liebespfand, welches er wieder an seine gewohnte Stelle, an seinen Hals hing. Nach seinem Blicke und der Art, wie er es behandelte, war es unverkennbar, daß er dieses Erinnerungszeichen jetzt mit größerer Achtung, als je, betrachtete.

Drittes Kapitel.

Ein Schweiffchuß.

Ich war in eine Art von Träumerei versunken; mein Geist beschäftigte sich mit den Ereignissen, von welchen ich soeben Zeuge gewesen war, als eine Stimme, welche ich als die des alten Kube erkannte, mich aus meiner Zerstreuung erweckte.

„Schaut hier, Jungen! der alte Kube verschwendet kein Blei, aber wenn ich nicht den Schuß des Indianers übertreffe, so mögt Ihr mir die Ohren abschneiden.“

Ein lautes Gelächter begrüßte diese Anspielung des Trappers auf seine Ohren, die, wie wir bemerkt haben, bereits so dicht abgeschnitten waren, daß weder ein Messer, noch eine Scheere, noch etwas daran zu thun vermochte.

„Wie willst du es machen, Kube?“ rief einer

von den Jägern, „wollt Ihr das Ziel von Euerm eigenen Kopfe schießen?“

„Ihr sollt es sehen, wenn Ihr warten wollt,“ erwiderte Rube, indem er zu dem Baume schritt und eine lange schwere Büchse, welche an denselben gelehnt war, nahm und sie sorgfältig auswischte.

Die Aufmerksamkeit Aller wurde jetzt auf die Manöver der alten Trappers gelenkt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen über seine Pläne. Was konnte er zur Verdunklung des soeben gethanen Schusses ausführen? Niemand vermochte es zu errathen.

„Wenn ich ihn nicht übertreffe,“ fuhr er murmelnd fort, während er seine Büchse lud, „so könnt Ihr dem alten Rube den kleinen Finger von seiner rechten Pfote schneiden.“

Ein zweites Gelächter erhob sich, da Alle wußten, daß ihm gerade dieser Finger fehlte.

„Ja,“ fuhr er fort, indem er auf die ihn umgebenden Gesichter blickte, „Ihr mögt mich skalpiren, wenn ich es nicht thue.“

Diese Bemerkung erregte ein abermaliges Gelächter, denn obgleich die Katzenfellmütze tief über seinen Kopf gezogen war, wußten doch alle Anwesenden, daß der alte Rube keinen Skalp mehr besaß.

„Wie wollt Ihr es aber thun? sagt uns das, alter Gaul.“

„Seht Ihr das?“ fragte der Trapper, indem er

eine Frucht des Pitahayacactus, die er soeben abgepflückt und von ihren kleinen Stacheln befreit hatte, in die Höhe hielt.

„Ja, ja!“ riefen mehrere Stimmen.

„Ihr seht es also? nun, Ihr bemerkt, daß es nicht halb so groß ist, wie der Kürbis des Indianers; Ihr seht das doch auch?“

„D gewiß, jeder Narr müßte das sehen.“

„Nun, was sagt Ihr dazu, wenn ich es auf sechzig Schritte mitten hindurchschieße?“

„Was!“ riefen Mehrere, indem sie getäuscht die Achseln zuckten.

„Wenn Ihr es auf eine Stange steckt, so kann es Jeder von uns thun, selbst Barney würde es mit seiner alten Muskete herunterschließen können — nicht, Barney?“

„Wahrhaftig, ich könnte es versuchen,“ antwortete ein kleiner, auf eine Muskete gestützter Mann, der eine einst himmelblaue zerrissene Uniform trug.

Ich hatte bereits dieses Individuum mit einiger Neugier betrachtet, da mir theils sein eigenthümliches Costüm auffiel, besonders aber wegen der rothen Farbe seiner Haare, das rötheste, welches ich je gesehen hatte. Es trug die Spuren einer strengen Kasernendisziplin, — das heißt, es war abrasirt worden und wuchs jetzt, kurz und dick und starr und von der Farbe einer abgeschabten Mohrrübe, aus Barney's kleinem runden Kopf.

Es war unmöglich, Barney's Nationalität zu verkennen. Jeder Narr hätte sie erkannt, wie die Trapper zu sagen pflegen.

Was hatte ein solches Individuum an einen solchen Ort gebracht? — ich stellte diese Frage und erhielt bald Aufklärung. Er war Soldat an einem Grenzposten — einer von Onkel Sams Himmelblauen gewesen. Er war des Schweinefleischessens und Riemenputzens in Begleitung eines zu reichlichen Beigeschmackes des Ochsenziemers müde geworden, mit einem Worte, Barney war ein Deserteur. Wie er heißen mochte, weiß ich nicht, aber man nannte ihn D'Cork — Barney D'Cork.

Seine Antwort auf die Frage des Jägers wurde mit Lachen begrüßt.

„Jeder von uns,“ fuhr der Trapper fort, „könnte eine Persimone auf diese Weise durchschießen; aber es ist ein mächtiger Unterschied, wenn man durch das Wisir ein Mädchen, wie jenes, schießt.“

„Ihr habt Recht,“ sagte ein anderer Jäger; „es wird Einem dabei ganz sonderbar um die Gelenke zu Muthe.“

„Heilige Mutter Gottes! war es nicht eine Schönheit?“ rief der kleine Irländer mit einem Nachdruck, welcher die Trapper wieder in lautes Gelächter versetzte.

„Pah!“ rief Rube, der jetzt mit Laden fertig war, „Ihr seid eine Bande von fichernden Narren — das

seid Ihr. Wer hat von einer Stange palavert? Ich habe ebensogut, wie der Indianer, eine alte Squaw — sie wird diesem Kinde das Ding halten — sie wird es.“

„Eine Squaw — Ihr eine Squaw! ha, ha, ha!“

„Ja, alter Gaul, ich habe eine Squaw, die ich nicht für zwei von seinen vertauschen würde. Ich will mich auf die Beine machen und die Alte holen. Haltet die Mäuler und wartet — wollt Ihr?“

Hiermit schulterte der geräucherte alte Sünder seine Büchse und schritt in den Wald.

Ich, sowie mehrere andere, erst in der letzten Zeit Gekommene, welche Rube nicht kannten, begann zu denken, daß er eine alte Frau habe. Es war kein Frauenzimmer in der Nähe des Lagers zu sehen. Vielleicht war sie aber im Walde versteckt. Die Trapper, welche ihn kannten, schienen jedoch zu verstehen, daß der alte Bursche einen besondern Streich vorhabe und daß dies bei ihm nichts Neues war.

Wir wurden nicht lange in Ungewißheit erhalten. Nach wenigen Minuten sah man Rube zurückkehren und an seiner Seite das „alte Weib“ in Gestalt eines langen, magern, hochbeinigen Mustangs, der sich bei näherer Besichtigung als eine Stute erwies. Dies war also Rube's Squaw und sie war ihm, mit Ausnahme der Ohren, keineswegs unähnlich. Sie hatte, wie ihre ganze Race, lange Ohren — gerade so wie das Thier, auf welchem Don Quixotte gegen die Wind-

mühen Sturm lief. Die langen Ohren gaben ihr ein maulthierartiges Aussehen — aber es war nur dem Anschein nach — sie war, wenn man sie aufmerksam untersuchte, ein reiner Mustang. Sie schien früher die gelbliche Farbe, welche bei den mexikanischen Pferden gewöhnlich ist, besessen haben; aber die Zeit und die Narben hatten sie einigermaßen metamorphosirt und an ihrem ganzen Körper, besonders aber am Halse und Kopfe, herrschte graues Haar vor. Die letzteren Theile sahen schmutzig gesprenkelt aus. Sie keuchte stark und in regelmäßigen Zwischenräumen von mehreren Minuten erhob sich ihr Rücken mit einem Ruck, als ob sie mit den Hinterbeinen auszuschlagen versuche und es nicht könne. Sie war dünn, wie eine Pfoste, und trug ihren Kopf unter dem Niveau ihrer Schultern, aber in den Blinzeln ihres einzigen Auges — denn sie hatte nur eines — lag etwas, welches Einem verkündete, daß sie noch auf lange Zeit nicht die Absicht habe, den Geist aufzugeben.

Dies war das alte Weib, welches Rube zu bringen versprochen hatte, und sie wurde, als er sie heranzuführte, von einem lauten Lachen begrüßt.

„Nun schaut her, Jungen,“ sagte er, indem er vor der Menge Halt machte. „Ihr könnt lachen und schnattern und grinsen, bis Ihr Leibschmerzen kriegt — das mögt Ihr — aber dieses Kind wird dem Schusse

jenes Indianers den Glanz nehmen — das wird er, oder wenn er es nicht thut, zerplazen.“

Mehrere von den Umstehenden bemerkten, daß es wahrscheinlich genug sei, und daß sie nur sehen möchten, auf welche Weise er es thue. Keiner, der den alten Kube kannte, bezweifelte, daß er einer von den allerbesten Schützen im Gebirge und vielleicht dem Indianer vollkommen gleich sei; aber es war die Art und die Umstände, was dem Schusse des Letzteren solchen Eclat gegeben hatte. Es kam nicht alle Tage vor, daß sich ein schönes Mädchen bereitfinden ließ, sich so dem Feuer auszusetzen, wie es die Squaw gethan hatte, und nicht jeder Jäger würde es gewagt haben, auf ein so aufgestelltes Ziel zu feuern. Die Merkwürdigkeit des Schusses lag in seiner Neuheit und Eigenthümlichkeit. Die Jäger hatten oft auf ein Ziel gefeuert, welches ein Anderer in seiner Hand hielt; dagegen gab es aber nur Wenige, welche Lust gehabt hätten, es auf ihrem Kopfe zu tragen. Wie sollte also Kube dem Schusse jenes Indianers den Glanz benehmen? Dies war die Frage, welche ein Jeder dem Andern stellte und die endlich an Kube selbst direkt erging.

„Macht Eure Fleischfalle zu,“ rief er, „ich werde es Euch zeigen. Erstens seht Ihr Alle, daß diese Stachelbirne nicht mehr als halb so groß wie der Kürbis ist.“

„Ja, gewiß,“ antworteten mehrere Stimmen.

„Das ist ein Umstand zu seinen Gunsten, nicht wahr?“

„Ja, ja!“

„Nun, hier ist ein zweiter. Der Indianer hat sein Ziel vom Kopfe geschossen — dieses Kind wird aber das seine vom Schwanze wegpirschen. Könnte Euer Indianer das thun — he, Jungen?“

„Nein, nein.“

„Uebertrifft das ihn, oder nicht?“

„Es übertrifft ihn — ja, das thut es — weit besser — hurrah!“ schrien mehrere Stimmen mit gelendem Gelächter.

Kein Einziger widersprach, da die Jäger, denen der Scherz gefiel, gespannt waren, ihn ausführen zu sehen.

Rube hielt sie nicht lange auf. Er ließ seine Büchse in den Händen seines Freundes Gary und führte die alte Stute nach der Stelle, wo das indianische Mädchen gestanden hatte. Hier hielt er an.

Wir Alle erwarteten, ihn das Thier mit der Seite nach uns aufstellen zu sehen, wodurch sein Körper aus dem Bereich der Kugel kam. Es zeigte sich aber bald, daß dies nicht die Absicht des alten Burschen war. Es würde das Aussehen der Sache verloren haben, wenn er es gethan hätte und diese Idee ging ihm ohne Zweifel im Kopfe herum. Er wählte eine Stelle, wo der Boden ein wenig vertieft war, und führte den Mustang

vorwärts, bis dessen Vorderfüße in der Höhlung standen. Auf diese Weise war der Schweif höher, als der Körper.

Nachdem er es mit dem Hintertheile gegen das Lager aufgestellt, flüsterte er ihm etwas in die Ohren, ging herum, legte die Birne auf die höchste Kurve des Schweifstumpfes und kam dann langsamen Schrittes zurück.

Ob wohl die Stute stehen blieb?

In dieser Hinsicht war nichts zu befürchten, sie war dazu abgerichtet worden, länger, als jetzt von ihr verlangt würde, an einer Stelle zu bleiben.

Das Aussehen der alten Stute, von welcher nichts mehr sichtbar war, als die Hinterbeine und Schenkel — denn die Maulthiere hatten ihr den Schweif abgegnagt — hatte jetzt die Zuschauer — so mit Munterkeit erfüllt, daß die meisten sich die Seiten hielten.

„Haltet Euer Gackern, wollt Ihr?“ sagte Kube, indem er seine Büchse erfaßte und seinen Stand nahm.

Das Gelächter wurde unterbrochen, da Niemand den Schuß zu stören wünschte.

„Nun, alter Bauchaufreißer, verschwende dein Futter nicht!“ murmelte der Trapper seiner Büchse zu, die er im nächsten Augenblicke erhob und an die Backen gelegt hatte.

Kein Einziger bezweifelte, daß Kube den Gegenstand, auf welchen er zielte, treffen würde. Es war

ein Schuß, welcher häufig von den westlichen Büchsen-
schützen gethan wurde — das heißt, ein Schuß auf ein
Ziel von derselben Größe, in sechzig Schritt Entfernung.
Ohne Zweifel würde Kube es gethan haben, aber ge-
rade in dem Augenblicke, wo er abdrückte, erhob sich
der Rücken der Stute zu einem von ihren periodischen
Rucken und die Pitahaya fiel auf den Boden.

Die Kugel war aber bereits unterwegs, streifte die
Schulter des Thieres und ging durch eines von seinen
Ohren.

Die Richtung wurde erst später bekannt, aber
ihre Wirkung zeigte sich augenblicklich, denn die an ihrer
reizbarsten Stelle verwundete Stute, stieß ein halb
menschliches Kreischen aus, schwankte und kam unter
stetem Ausschlagen direkt in das Lager gesprungen.

Das laute Gelächter und Geschrei der Trapper —
die eigenthümlichen Ausrufe der Indianer — das Vaya
und Viva der Mexicaner — das wilde Fluchen des al-
ten Kube selbst — alles dies zusammen bildete ein Ge-
misch von Tönen, von welchem meine Feder keine Idee
zu geben vermag.

Viertes Kapitel.

Das Programm.

Ich hatte mich kurz darauf zur Cavallada begeben, um nach meinem Pferde zu sehen, als plötzlich der Klang des Hornes zu mir herüber erschallte. Es war ein den Leuten gegebenes Signal, um sie zusammenzurufen, und ich kehrte nach dem Lager zurück.

Als ich es wieder betrat, stand Seguin noch immer mit dem Horne in der Hand vor seinem Zelte. Die Jäger sammelten sich um ihn.

Sie waren bald alle beisammen und erwarteten, in Gruppen bei einander stehend, daß der Anführer sprechen möge.

„Kameraden,“ sagte Seguin, „morgen brechen wir dieses Lager ab, um einen Zug gegen den Feind zu unternehmen. Ich habe Euch zusammengebracht, da-

mit Ihr meine Pläne erfahren und mich mit Euerem Rathe unterstützen mögt.“

Ein Beifallsmurmeln folgte dieser Ankündigung. Das Abbrechen eines Lagers ist stets eine gute Nachricht für Leute, die sich den Krieg zum Handwerk gemacht haben. Es schien eine gleiche Wirkung auf diese bunte Gruppe von Guerilleros zu üben.

Der Anführer fuhr fort:

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Ihr viele Kämpfe zu bestehen habt. Unsere Gefahren werden die der Wüste sein, aber wir wollen uns bemühen, uns auf die bestmögliche Weise gegen sie zu verwahren.“

„Ich habe von zuverlässiger Seite gehört, daß unsere Feinde eben jetzt im Begriff sind, einen großen Zug zu unternehmen, um die Städte von Sonora und Chihuahua zu plündern.“

„Es ist ihre Absicht, wenn sie nicht auf Regierungstruppen stoßen, ihre Streifzüge bis nach Durango selbst auszuweiten. Beide Stämme haben sich zur Bewegung verbunden, und es ist anzunehmen, daß alle Krieger nach Süden gehen und ihr Land unbeschützt zurücklassen.“

„Ich gedenke daher, sobald ich ermitteln kann, daß sie fort sind, in ihr Gebiet zu dringen und mich nach der Hauptstadt der Navajos zu begeben.“

„Bravo! bravo! Bueno! Hurrah! très-bien! —

so gut wie Weizen!“ und zahlreiche andere Ausrufe begrüßten diese Erklärung.

„Einige von Euch kennen die Absicht, in welcher dieser Zug unternommen werden soll, Anderen ist sie unbekannt. Ich will sie Euch mittheilen. Er geschieht also, um —“

„Um eine gute Quantität von Skalpen zu holen — was sonst?“ unterbrach ein rauher, brutal aussehender Bursche den Anführer.

„Nein, Kirker!“ erwiderte Seguin, indem er sein Auge mit einem zornigen Ausdrucke auf den Mann heftete. „Das ist es nicht. Wir erwarten, bloß auf Frauen zu stoßen — es darf kein Einziger ein Haar auf dem Haupte eines indianischen Weibes berühren, ich werde keinen Weiber- oder Kinderskalp bezahlen.“

„Wo wird dann unser Profit sein? Wir können sie nicht gefangen mitnehmen. Ich denke mir, daß wir selbst genug damit zu thun haben werden, wieder durch die Wüste zurückzukommen.“

Die Frage schlen die Gefühle anderer Mitglieder der Schaar auszudrücken, und dieselben murmelten ihre Beistimmung.

„Ihr sollt nichts verlieren. Alle Gefangene, die Ihr macht, sollen an Ort und Stelle gezählt werden und ein Jeder bei unserer Rückkehr nach seiner Zahl Vergütung erhalten. Dafür Sorge ich.“

„D, das ist billig genug!“ riefen mehrere Stimmen.

„Nun, es ist also ausgemacht — weder Frauen, noch Kinder! Die Beute, welche Ihr macht, ist unsern Gesetzen nach Euer Eigenthum — aber es darf kein Blut vergossen werden, wenn es möglich ist, es zu schonen; es klebt so schon genug an unsern Händen. Macht Ihr Euch Alle dazu verbindlich?“

„Ja, ja! oui, oui! — Alle! todos! todos!“ riefen eine Menge von Stimmen, indem Jeder in seiner Muttersprache antwortete.

„Diejenigen, welche nicht darein willigen, mögen sprechen.“

Diesem Vorschlage folgte eine tiefe Stille. Alle machten sich verbindlich, dem Wunsche ihres Anführers zu gehorchen.

„Es freut mich, daß Ihr einstimmig seid. Ich will jetzt meine Absichten ausführlicher darlegen. Es ist nicht mehr, als Recht, daß Ihr sie sogleich erfahrt.“

„Ja, laßt uns dies wissen,“ grollte Kirker, „wenn wir nicht ausziehen sollen, um Skalpe zu holen.“

„Wir gehen also, um unsere Freunde und Verwandten zu suchen, die seit Jahren bei den wilden Feinden gefangen gehalten werden. Es giebt unter uns Viele, welche Angehörige — Frauen, Schwestern und Töchter verloren haben.“

Ein beiführendes Gemurmel, welches hauptsächlich

ich von Männern in mexicanischem Costüm ausging, bewies die Wahrheit dieses Ausspruches.

„Ich selbst gehöre zu dieser Zahl,“ fuhr Séguin mit bebender Stimme fort; „ja, vor Jahren, langen Jahren bin ich von den Navajos meines Kindes beraubt worden. Ich habe vor Kurzem erfahren, daß es noch am Leben ist und sich nebst vielen andern weißen Gefangenen in der Hauptstadt befindet. Wir werden kommen, um sie zu befreien und ihren Freunden und ihrer Heimath zurückzugeben.“

Die Menge ließ ein Beifallsgeschrei und die Ausrufe: „Bravo! wir wollen sie wieder holen! Vive le Capitain — Viva el Gefe!“ — vernehmen.

Als die Stille wieder hergestellt war, fuhr Séguin fort:

„Ihr kennt unsere Absicht. Ihr habt sie gebilligt. Ich will Euch jetzt mit dem Plane bekannt machen, welchen ich zu ihrer Ausführung gefaßt habe, und Euern Rath anhören.“

Hier schwieg der Anführer einen Augenblick, während die Leute seine weiteren Mittheilungen erwarteten.

„Es giebt drei Pässe,“ fuhr er endlich fort, „über die wir von dieser Seite in das Indianerland dringen könnten. Erstens die Straße des westlichen Puerco. Diese würde uns direct nach den Navajostädten führen.“

„Und warum sollten wir diese Straße nicht ein-

„schlagen?“ fragte einer von den Jägern, ein Mexicaner; „ich kenne sie bis zu den Pecosstädten vollkommen.“

„Weil wir nicht an den Puercoßstädten vorüber kommen könnten, ohne von Navajosspionen gesehen zu werden. Es giebt dort stets eine Anzahl von ihnen. Ja, noch mehr,“ fuhr Seguin mit einem Blicke fort, der einen verborgenen Sinn verkündete, „wir würden am Rio del Norte nicht weiter kommen können, ohne daß die Navajos unsere Annäherung erführen. Wir haben näher zu Hause auch Feinde.“

„Carrai, das ist wahr,“ bemerkte ein Jäger in spanischer Sprache.

„Wenn sie etwas von unserer Annäherung erführen, — selbst wenn die Krieger südwärts gegangen wären, so seht Ihr ein, daß unsere Reise vergeblich sein würde.“

„Sehr wahr! sehr wahr!“ schrien mehrere Stimmen.

„Aus demselben Grunde können wir nicht durch den Paß von Pelvidera gehen. Ueberdies ist in dieser Jahreszeit nur wenig Wild auf einem von diesen Wegen zu erwarten. Wir sind bei unsern gegenwärtigen Vorräthen auf keinen längeren Zug gerüstet. Wir müssen durch eine Gegend ziehen, in welcher es Wild giebt, ehe wir in die Wüste dringen können.“

„Das ist wahr, Capitain; aber wenn wir über das alte Bergwerk gehen, so wird eben so wenig Wild an-

zutreffen sein. Welche andere Straße könnten wir aber einschlagen?“

„Es gibt noch eine Straße, welche mir besser, als alle anderen, zu sein scheint. Wir wollen südlich gehen und uns alsdann in westlicher Richtung quer über die Planos nach der alten Mission begeben. Von dort können wir nördlich in das Apachenland ziehen.“

„Ja, ja! das ist der beste Weg, Capitain.“

„Wir werden eine lange Reise haben, aber diese wird durch andere Vortheile aufgewogen. Wir werden die Büffel von Planos finden. Ueberdies können wir uns überzeugen, daß unsere Zeit gut angewendet ist, da wir uns in den Pinnohügeln, die die Aussicht auf den Kriegsweg der Apachen gewähren, verstecken und unsere Feinde vorüberkommen sehen werden.“

„Wenn sie nach Süden gegangen sind, können wir über den Gila sehen und uns am Azul oder Prieto aufwärts halten. Wenn der Zweck unserer Züge erfüllt ist, so werden wir auf dem nächsten Wege nach unserer Heimath zurückkehren.“

„Bravo! Viva! Das ist recht, Capitain! das ist offenbar der beste Plan!“ riefen die Jäger.

Keine einzige Stimme widersprach ihm. Das Wort Prieto erklang wie Musik in ihren Ohren. Es war ein magisches Wort, der Name des weitberühmten Flusses — an dessen Ufern die Trapper-Legenden schon seit langer Zeit das Eldorado, das weitberühmte Gold-

land verlegt hatten. Bei den Lagerfeuern der Trapper waren häufig genug Geschichten erzählt worden, welche alle darin übereinstimmten, daß das Gold hier klumpenweise auf der Erdoberfläche liege und die Flüsse mit seinen glänzenden Körnern erfüllt seien. Oftmals hatten die Trapper von einem Zuge nach diesem unbekanntem Lande gesprochen und es hieß, daß kleine Schaaren wirklich hineingedrungen seien, daß aber keiner von den Abenteurern je wieder zurückgekommen wäre.

Die Jäger sahen jetzt zum ersten Male die Aussicht, mit Sicherheit in diese Gegend zu dringen, vor sich, und ihr Geist erfüllte sich mit wilden romantischen Visionen. Nicht wenige von ihnen hatten sich Seguin's Schaar in der Hoffnung angeschlossen, daß dereinst gerade dieser Zug unternommen und der Goldberg erreicht werden würde. Man denke sich also die Gefühle, womit sie die Mittheilung Seguin's aufnahmen, daß es seine Absicht sei, an den Prieto zu gehen. Bei der Nennung desselben lief ein Summen von eigenthümlicher Bedeutung durch die Menge und die Leute wendeten sich mit zufriedenen Mienen zu einander.

„Morgen wollen wir also marschiren,“ fügte der Anführer hinzu; „geht jetzt und trefft Eure Vorbereitungen; wir brechen mit Sonnenaufgang auf.“

Sobald Seguin geschlossen hatte, entfernten sich die Jäger, um nach ihrem Gepäck zu sehen — eine

Pflicht, die bald erfüllt war, da sich diese rauhen Jäger nur wenig mit Lägergepäck schleppten.

Ich setzte mich auf einen umgestürzten Baumstamm und beobachtete eine Zeitlang die Bewegungen meiner wilden Gefährten und horchte auf ihre rauhe, in einer babylonischen Sprachverwirrung geführte Unterhaltung.

Endlich ging die Sonne unter und zu gleicher Zeit brach die Nacht ein.

Die Feuer wurden mit frischen Klößen genährt, daß sie hoch ausloderten. Die Leute lagerten sich um dieselben, kochten, aßen, rauchten, sprachen laut und lachten über Geschichten, welche ihre wilden Gewohnheiten betrafen. Der rothe Feuerschein fiel auf die gebräunten, scharf markirten Gesichter, welche von dem Feuer des Cottonholzes ein noch wilderes Aussehen erhielten.

Die Bärte sahen jetzt dunkler aus und die Zähne schimmerten weißer unter ihnen hervor. Die Augen schienen tiefer eingesunken und ihre Blicke funkelnder und dämonischer geworden zu sein. Es war eine malerische Scene — Turbane, spanische Hüte, Federn und bunte Gewänder, — an die Bäume gelehnte Escopetten und Büchsen — hohe, auf Baumstämmen und Stümpfen ruhende Sättel — von Nesten über uns herabhängende Zügel — Streifen von gedörretem Fleisch, welche vor den Zelten Guirlanden bildeten, und noch dampfende und blutende Wildpretkeulen trafen überall das Auge.

Der auf die Stirn der indianischen Krieger gemalte Zinnober schimmerte im nächtlichen Lichte wie Blut. Es war ein zugleich wildes und kriegerisches Gemälde, besaß aber eine Beimischung von Grausen, welches das gefühlvolle Herz zum Zurückschaudern zwang. Es war ein Bild, wie man es nur in einem Bivouak von Guerilleros, — von Räubern — von Menschenjägern erblicken konnte.

Achstes Kapitel.

El Sol und La Luna.

„Kommen Sie,“ sagte Seguin, indem er meinen Arm berührte, „unser Abendessen ist fertig. Ich sehe, daß der Doctor uns winkt.“

Ich entsprach seiner Aufforderung schnell, denn die kalte Abendluft hatte meinen Appetit geschärft.

Wir näherten uns dem Zelte, vor welchem ein Feuer brannte. An diesem legte der Doctor, von Godé und einem Pueblo=Peon unterstützt, soeben die letzte Hand an ein duftiges Abendessen. Ein Theil davon war bereits in das Zelt gebracht worden. Wir folgten ihm und ließen uns auf die Sättel, Decken und Ballen nieder.

„Ei, Doctor,“ sagte Seguin, „Sie haben sich diesen Abend als einen wahren Meister der Küche erwiesen. Dies ist ein Souper für einen Lucullus.“

„Ach, lieber Capitain, ich habe gute Gehilfen gehabt. Herr Godé hat mich trefflich unterstützt.“

„Nun, Mr. Haller und ich werden Ihren Gerichten volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wollen sogleich darangehen.“

„Oui, oui, bien, Monsieur le Capitain,“ sagte Godé, indem er mit einer Menge von Speisen herbeieilte.

Der Canadier war stets in seinem Elemente, wo es genug zu kochen und zu essen gab.

Wir waren bald mit frischen Steaks von wilden Kühen, gerösteten Hirschcotelets, gedörrter Büffelzunge, Tortillas und Kaffee beschäftigt. Der Kaffee und die Tortillas waren die Früchte der Bemühungen des Peon, der in der Bereitung dieser Dinge Godé's Meister war.

Godé hatte aber ein ausgewähltes Gericht reservirt, welches er uns triumphirend hereinbrachte.

„Voici, Messieurs,“ rief er, indem er es vor uns stellte.

„Was ist es, Godé?“

„Un fricassée, Monsieur.“

„Bon was?“

„Bon Fröschen — was die Yankee's Hocks-Frösche nennen.“

„Ein Fricassée von Ochsenfröschen?“

„Oui, oui! mon maître — voulez-vous en?“

„Nein, ich danke.“

„Ich will Sie um ein wenig davon bitten, Monsieur Godé,“ sagte Seguin.

„Ich auch, Herr Godé. Die Frösche sind sehr gut!“ und der Doctor hielt ihm seinen Teller hin, um sich vorlegen zu lassen.

Godé war auf seinen Wanderungen am Flusse auf einen Teich mit Riesenfröschen gestoßen, und das Fricassée war das Resultat davon. Ich hatte meiner Nationalabneigung gegen die Opfer des Fluches des St. Patrik damals noch nicht überwunden und weigerte mich, zum Erstaunen des Voyageurs, die Leckerei zu genießen.

Während unserer Abendunterhaltung erfuhr ich einige Umstände aus der Geschichte des Doctors, die mir den alten Mann, im Verein mit dem, was ich bereits erfahren hatte, zu einem Gegenstande des höchsten Interesses machten. Ich hatte bis jetzt nicht begreifen können, was ein solcher Mann in einer Gesellschaft, wie die der Skalpjäger, thun könne. Ich hörte jetzt einige Einzelheiten, welche mir Alles das erklärten.

Er hieß Richter — Friedrich Richter. Er war ein Straßburger und in der Stadt der Glocken ein ziemlich beliebter Arzt gewesen. Die Liebe zur Wissenschaft — besonders aber zu seinem Lieblingszweige derselben, der Botanik — hatte ihn von seiner rheinischen Heimath hinweggezogen. Er war nach den Vereinigten

Staaten ausgewandert und von dort in den fernem Westen, um die Flora dieser abgelegenen Region zu klassificiren. Er hatte mehrere Jahre in dem großen Thale des Mississippi verlebt und war, als er auf eine von den St. Louis=Caravanen stieß, über die Prairie nach der Nase von Neu=Mexico gekommen. Bei seinen wissenschaftlichen Wanderungen am Rio del Norte hatte er die Skalpjäger getroffen und von der ihm so gebotenen Gelegenheit, in bisher von wissenschaftlichen Männern unerforscht gebliebene Gegenden zu dringen, angezogen, sich erboten, die Schaar zu begleiten. Dieses Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, da er die besten Dienste als Arzt leisten konnte, und jetzt befand er sich schon seit zwei Jahren bei ihnen und theilte alle ihre Mühseligkeiten und Gefahren.

Wie viele gefahrvolle Scenen hatte er durchlebt — wie viele Entbehrungen hatte er, von der Liebe zu seiner Wissenschaft und vielleicht auch von den Träumen eines Triumphes getrieben, erlitten, indem er hoffte, dereinst seine fremdartige Flora vor den Gelehrten von Europa auszubreiten.

Armer Richter! Deine Hoffnung war der Traum eines Traumes! Sie wurde nie zur Wirklichkeit.

Unser Abendessen gelangte endlich zum Schlusse und wurde mit einer Flasche Pafowein hinabgespült. Es war eine reichliche Quantität von diesem

Getränk sowohl, wie von Laoswhisky im Lager, und das von außen zu uns dringende laute Gelächter bewies, daß die Jäger dem Letzteren reichlich zugesprochen.

Der Doctor zog seine große Meerschaumpfeife heraus — Godé stopfte sich einen rothen Thonkopf, während Seguin und ich unsere Mais-Cigaretten anzündeten.

„Aber, sagen Sie mir, wer der Indianer ist?“ fragte ich Seguin, — „derjenige, welcher den merkwürdigen Schuß that —“

„Ah! El Sol — er ist ein Coco!“

„Ein Coco?“

„Ja, von dem Maricopastamme.“

„Aber das macht mich nicht klüger, als vorher. So viel wußte ich bereits.“

„Sie wußten es? — wer hat es Ihnen gesagt?“

„Ich habe den alten Rube den Umstand gegen seinen Kameraden Garey erwähnen hören.“

„Ja, richtig; er muß ihn kennen,“ sagte Seguin.

Hierauf schwieg er wieder.

„Nun,“ fuhr ich, von dem Wunsche, mehr zu erfahren, beseelt, fort, „wer sind die Maricopa's? — ich habe nie von ihnen gehört.“

„Es ist ein nur wenig bekannter Stamm — eine Nation von eigenthümlichen Menschen. Sie sind die Feinde der Apachen und Navajos. Ihr Land liegt

am Gila hinab. Sie stammen ursprünglich von den Küsten des stillen Meeres — des californischen Meeresbusens.“

„Aber dieser Mann ist gut erzogen, oder scheint es wenigstens zu sein. Er spricht das Englische und Französische so gut, wie Sie und ich. Er scheint Talent, Intelligenz und Höflichkeit zu besitzen — kurz, ein Gentleman zu sein.“

„Er ist Alles, was Sie da sagen.“

„Ich kann es nicht begreifen.“

„Ich will es Ihnen erklären, mein Freund. Jener Mann ist auf einer der berühmtesten Universitäten von Europa gebildet worden. Er ist weiter und durch mehr Länder, als vielleicht Einer von uns, gereist.“

„Wie hat er als Indianer aber das ausführen können?“

„Mit Hilfe desjenigen, was oft sehr kleine Menschen — obgleich Sol kein solcher ist — in den Stand gesetzt hat, sehr große Thaten zu verrichten, oder wenigstens in den Ruf zu kommen, es gethan zu haben — durch das Gold.“

„Gold! und woher hat er das Gold erhalten? Man hat mir gesagt, daß nur sehr wenig davon in den Händen der Indianer sei. Die Weißen haben sie alles dessen, was sie einst besaßen, beraubt.“

„Das ist im Allgemeinen eine Wahrheit, auch

in Bezug auf die Maricopa's begründet. Es hat eine Zeit gegeben, wo sie große Quantitäten von Gold und von aus den Tiefen des californischen Meerbusens heraufgeholtten Perlen besaßen. Dies ist vorüber. Die Jesuiten könnten sagen, wohin Alles gekommen ist.“

„Aber jener El Sol?“

„Er ist ein Häuptling. Er hat nicht all' sein Gold verloren. Er besitzt noch genug, um davon Nutzen zu ziehen, und es ist nicht zu erwarten, daß die Padres es ihm für Glasperlen oder Zinnober abschmeicheln werden. Nein, er hat die Welt gesehen und den allgemeinen Werth des glänzenden Metalls kennen gelernt.“

„Aber seine Schwester — ist sie ebenfalls gebildet?“

„Nein, die arme Luna ist immer noch eine Wilde, aber er unterrichtet sie in vielen Dingen. Er ist mehrere Jahre lang in der Fremde gewesen und erst vor Kurzem zu seinem Stamme zurückgekehrt.“

„Ihre Namen sind seltsam — die Sonne — der Mond —“

„Sie sind ihnen von den Spaniern in Sonora gegeben worden, aber doch nur Uebersetzungen von gleichbedeutenden Worten in ihrer indianischen Sprache. Dies ist an der Grenze etwas Gewöhnliches.“

„Warum sind sie hier?“

Ich stellte diese Frage mit Zaudern, da ich wußte, daß eine besondere Geschichte mit der Antwort in Verbindung stehen konnte.

„Zum Theil, wie ich glaube, aus Dankbarkeit gegen mich!“ antwortete Seguin. „Ich habe El Sol als Knaben aus den Händen der Navajos befreit. Vielleicht hat es auch noch einen anderen Grund. Aber, kommen Sie,“ fuhr er, dem Anscheine nach in dem Wunsche, das Gespräch auf etwas Anderes zu lenken, fort; „Sie sollen unsere indianischen Freunde kennen lernen. Sie werden eine Zeitlang Gefährten sein. Er ist ein gebildeter Mann und wird Ihnen Interesse einflößen. Bewahren Sie Ihr Herz vor der hübschen Luna! Geh, Vicente, begieb Dich in das Zelt des Häuptlings, bitte ihn, hierher zu kommen und einen Becher Pasowein mit uns zu trinken. Sage ihm, daß er seine Schwester mitbringen möge.“

Der Diener eilte in das Lager hinaus. Während seiner Abwesenheit unterhielten wir uns über den Schuß, welchen der Coco mit seiner Büchse gethan hatte.

„Ich habe ihn kein einziges Mal feuern sehen, ohne sein Ziel zu treffen,“ sagte Seguin. „Es liegt etwas Räthselhaftes darin. Seine Kugel fehlt nie, und es scheint von seiner Seite eine Folge des bloßen Willens zu sein. Der Geist hat vielleicht eine von der Nervenkraft und der Schärfe des Gesichts unabhängige leitende Fähigkeit. Er und ein Anderer sind die einzigen

Personen, an denen ich je den Besitz dieser eigenthümlichen Fähigkeit bemerkt habe.“

Der letzte Theil dieser Worte klang beinahe wie ein Selbstgespräch und Seguin blieb, nachdem er sie gesprochen, auf einige Augenblicke stumm und zerstreut.

Ehe das Gespräch wieder in Gang gerieth, trat El Sol und seine Schwester in das Zelt und Seguin stellte uns einander vor. In Kürzem waren wir — El Sol, der Doctor, Seguin und ich, in einer lebhaften Unterhaltung begriffen.

Der Gegenstand derselben war weder Pferde, noch Gewehre, noch Skalpe, noch der Krieg, noch Blut, noch irgend etwas mit dem entsetzlichen Handwerk jenes Lagers in Verbindung Stehendes. Wir besprachen einen Gegenstand aus der friedlichen Wissenschaft der Botanik — die Verwandtschaft der verschiedenen Formen der Cactusfamilie.

Ich hatte diese Wissenschaft studirt und fühlte, daß meine Kenntniß derselben geringer war, wie die eines jeden von meinen drei Gesellschaftern. Dies fiel mir schon damals auf und wurde mir später noch merkwürdiger, als ich darüber nachdachte, wie ein solches Gespräch, an einem solchen Orte, zu jener Zeit und von Männern, welche darin begriffen waren, geführt werden konnte.

Wir saßen länger, als zwei Stunden, rauchend und über ähnliche Gegenstände sprechend, da.

Während wir so beschäftigt waren, bemerkte ich auf der Leinwand den Schatten eines Mannes. Ich blickte hinaus, was ich wegen meiner Stellung, ohne aufzustehen, thun konnte, und erkannte in dem aus dem Zelte dringenden Lichte ein Jagdhemd mit einem über die Brust hängenden gestickten Pfeifenbeutel.

La Luna saß neben ihrem Bruder und nähte Parfleche = Sohlen auf ein Paar Mocassins. Ich bemerkte, daß ihre Miene zerstreut war und daß sie in kurzen Zwischenräumen aus der Oeffnung des Zeltes blickte. Während wir von unserer Discussion in Anspruch genommen wurden, stand sie schweigend, jedoch mit keinem Anschein von Heimlichkeit, auf und ging hinaus.

Nach Kurzem kehrte sie zurück. Ich sah das Licht der Liebe in ihren Augen schimmern, als sie in ihrer Beschäftigung fortfuhr.

Sol und seine Schwester verließen uns endlich und kurz darauf rollten wir, Seguin, der Doctor und ich, uns in unsere Serapen und legten uns zum Schlafen nieder.

Neuntes Kapitel.

Der Kriegsweg.

Die Bande saß mit der frühen Morgendämmerung auf und als die Töne des Hornes erklangen, plätscherten unsere Pferde durch den Fluß, nach der andern Seite hinüber. Wir gelangten bald aus der baumbewachsenen Niederung auf die sandigen Ebenen, die sich westwärts nach dem Nimbresgebirge hinzogen. Wir ritten in südlicher Richtung über diese Ebene, wobei wir von Zeit zu Zeit über lange Sandrücken kletterten, die sie von Osten nach Westen durchschnitten. Der Flugsand bildete tiefe Furchen und unsere Pferde sanken unterwegs bis über die Fersen darin ein. Wir befanden uns in dem westlichen Theile der Yornada.

Wir zogen in einer, nur ein Mann breiten Reihe dahin. Die Gewohnheit hat bei den Indianern und den auf dem Marsche befindlichen Jägern diese Anord-

nung sanctionirt. Die verwachsenen Pfade des Waldes und die schmalen Defiléen der Berge gestatten keine andere. Selbst wenn wir über eine Ebene hinzogen, dehnte sich unsere Cavalcade eine Viertelmeile lang aus. Die Lastmaulthiere folgten uns unter der Obhut der Arrieros.

Den ersten Tag unseres Marsches machten wir keine Mittagrast. Es war unterwegs weder Gras noch Wasser vorhanden und ein Anhalten in der heißen Sonne würde uns nicht erquickt haben.

Zu einer frühen Stunde des Nachmittags wurde eine dunkle, sich quer über die Ebene, erstreckende Linie sichtbar; als wir uns ihr näherten, erhob sich vor uns eine grüne Wand und wir unterschieden Cottonholzwälder. Die Jäger wußten, daß es die Gehölze waren, welche den Palomafluß begrenzen. Wir waren bald in ihrem Schatten und hielten, nachdem wir die Ufer des hellen Flusses erreicht hatten, an, um hier zu übernachten.

Unser Lager wurde ohne Zelt oder Hütten aufgeschlagen; die in del Norte gebrauchten, waren dort in einem Bersteck zurückgelassen worden. Ein Zug, wie der unsere, konnte sich nicht mit Lagergepäck belästigen. Für einen Jeden bildete seine Decke sein Haus, sein Bett und seinen Mantel.

Es wurden Feuer angezündet und Fleisch gebraten, und, von unserer Reise ermüdet — der erste Tagesritt

hat stets diese Wirkung — waren wir bald in unsere Decken gehüllt und schliefen fest.

Wir wurden am folgenden Morgen durch die, zur Reveille blasenden Klänge des Horns geweckt. Die Bande hatte eine gewissermaßen militairische Organisation und ein Jeder kannte die Signale der leichten Cavallerie.

Unser Frühstück war bald bereitet und verzehrt, unsere Pferde wurden losgepflockt, gesattelt und bestiegen und auf das zweite Signal begannen wir den Marsch von Neuem.

Die Vorfälle unserer ersten Tagereise wiederholten sich, mit geringer Abwechslung, mehrere Tage hintereinander. Wir reiseten durch eine wüste, hier und da mit wildem Salbei und Mezquite bedeckte Gegend.

Wir kamen unterwegs an Cactusgebüsch und Dickichten von Creosotsträucher vorüber, welche, als wir hindurchritten, uns ihre stinkende Ausdünstung zufanden.

Am vierten Abend lagerten wir uns an einer Quelle, dem Djo di Baca, welche am östlichen Ende des Planos liegt.

Ueber den westlichen Theil dieser großen Prairie liegt der Kriegspfad der Apachen, südlich nach Sonora. In der Nähe des Pfades steigt ein hoher Berg über die Ebene auf. Man nennt ihn den Pinmon.

Es war unsere Absicht, diesen Berg zu erreichen

und uns hinter den Felsen in der Nähe einer bekannten Quelle zu verstecken, bis unsere Feinde gekommen sein würden. Zu diesem Behuf mußten wir über den Kriegspfad gehen, wo uns unsere Fährten verrathen mußten.

Dies war eine Schwierigkeit, an welche Seguin nicht gedacht hatte. Außer dem Pinnon gab es keinen Punkt, von dem wir mit Gewißheit den Feind auf seinem Wege sehen und dabei selbst versteckt bleiben konnten. Wir mußten daher diesen Berg erreichen. Wie sollten wir dies aber bewirken, ohne den Weg zu überschreiten?

Nach unserer Ankunft bei dem Djo di Baca versammelte Seguin die Leute, um sich mit ihnen hierüber zu berathen.

„Wir können uns auf der Prairie ausbreiten, bis wir rein an dem Apachenwege vorüber sind,“ sagte ein Jäger — „eine einzelne Fährte hier und da werden sie nicht beachten.“

„Ja, das werden sie aber doch,“ erwiderte ein Aenderer; „denkt Ihr, daß ein Indianer an der Spur eines Pferdes mit Hufeisen vorübergehen wird, ohne sie zu verfolgen? nein, das wahrhaftig nicht!“

„Was das betrifft, so können wir die Hufe verbinden,“ meinte der Erstere.

„Wagh! das würde die Sache nur noch schlimmer machen. Ich habe diesen Kunstgriff einmal versucht und dadurch beinahe meinen Skalp verloren. Das muß

ein blinder Indianer sein, der sich auf diese Weise täuschen läßt. Es geht ganz und gar nicht.“

„Sie werden nicht so aufmerksam sein, wenn sie sich auf dem Kriegspfade befinden, dafür bürgе ich Euch. Ich sehe nicht ein, weshalb es nicht gut genug gehen sollte?“

Die meisten Jäger stimmten dem ersteren Sprecher bei, die Indianer würden nicht verfehlen, so viele verdeckte Fährten zu bemerken, ohne zu argwöhnen, daß etwas im Winde sei. Die Idee, die Hufe zu umwickeln, wurde daher aufgegeben, aber was nun?

Der Trapper Rube, welcher bis jetzt nichts gesagt hatte, erregte sofort die Aufmerksamkeit Aller, indem er plötzlich ausrief:

„Pah!“

„Nun, was habt Ihr zu sagen, alter Gaul?“ fragte ihn einer von den Jägern.

„Daß Ihr, Einer wie Alle, eine Bande von verdammten Narren seid. Ich könnte die ganze Prairie voll Pferde über den Apachepfad bringen, ohne eine Spur zu machen, der ein Indianer folgen würde, besonders ein Indianer auf dem Kriegspfade, wie jene.“

„Wie so?“

„Ich will es Euch sagen, Capitain, wenn Ihr mir sagt, wozu Ihr über den Weg gehen wollt.“

„Nun — um uns in den Pinnonfelsen zu verstecken — wozu sonst?“

„Und wie wollt Ihr Euch in dem Pinnon verstecken, ohne einen Tropfen Wasser zu haben?“

„Auf der einen Seite, am Fuße des Berges, ist eine Quelle.“

„Das ist so wahr, wie die heilige Schrift. Ich weiß es; aber an dieser Quelle werden die Indianer ihre Schnäbel abkühlen, wenn sie nach dem Süden gehen. Wie wollt Ihr mit dieser Cavalcade hinkommen, ohne Fährten zu machen? Dieses Kind kann das nicht recht einsehen.“

„Ihr habt Recht, Rube. Wir können nicht an die Pinnonquelle kommen, ohne unsere Spur zu deutlich zu hinterlassen, und es ist gerade die Stelle, wo die Kriegerschaar wahrscheinlich Halt machen wird.“

„Ich sehe keinen Vortheil dabei, daß wir Alle jetzt über die Prairie gehen. So lange, bis sie vorüber sind, können wir jedenfalls keinen Büffel erlegen. Dieses Kind hat darin die Idee, daß ein Duzend von uns genug sein werden, um sich in dem Pinnon zu verstecken und die nach Süden gehenden Niggers zu beobachten. Ein Duzend könnte es sicher genug thun, aber die Cavalcade nicht.“

„Und möchtet Ihr die Uebrigen hier bleiben lassen?“

„Nicht hier; sie können nördlich von hier gehen und dann westlich durch die Mezquiteberge ziehen. Dort läuft etwa zwanzig Meilen dießseits des Wegs ein Creek

hindurch und sie können an diesem Wasser und Gras finden und sich versteckt halten; bis wir nach ihnen senden.“

„Warum aber nicht lieber an dieser Quelle bleiben, wo wir Beides in Fülle haben?“

„Capitain, gerade deshalb, weil ein Theil der Indianer es sich in den Kopf setzen kann, selbst diesen Weg einzuschlagen. Ich halte es für das Beste, blinde Spuren zu machen, ehe wir von hier fortgehen.“

Die Richtigkeit der Folgerung Rube's war Jedem einleuchtend und Keinem mehr, als Seguin selbst. Es wurde beschlossen, seinen Rath sofort zu befolgen. Die Betten wurden von den Uebrigen abgetheilt und die Letzteren, nebst den Lastmaulthieren entfernten sich, nachdem die Fährten um die Quelle blind gemacht worden waren, in nordwestlicher Richtung.

Sie sollten bis nach den Mezquitebergen gehen, welche etwa zwölf Meilen nordwestlich von der Quelle lagen. Hier sollten sie sich an einem, mehreren von ihnen bekannten Bache versteckt halten und warten, bis sie die Weisung erhielten, sich uns anzuschließen.

Die Späferschaar, zu welcher auch ich gehörte, bewegte sich in westlicher Richtung über die Prairie.

Rube, Garey, El Sol und seine Schwester, Sanchez, ein früherer Stierkämpfer und ein halbes Duzend Anderer bildeten die Abtheilung. Seguin selbst war unser Haupt und Führer.

Ehe wir das Djo dt Baca verließen, hatten wir unseren Pferden die Hufeisen abgenommen und die Nägellocher mit Lehm ausgefüllt, damit ihre Spuren für die wilden Mustangs gehalten werden sollten. Dies waren Vorsichtsmaßregeln von Männern, welche wußten, daß ihr Leben für eine einzige Hufspur büßen konnte.

Als wir uns der Stelle näherten, wo der Kriegspfad die Prairie durchschnitt, trennten wir uns so, daß wir in Zwischenräumen von je zwei in einer halben Meile ritten. Auf diese Weise erreichten wir den Pinnonweg, wo wir wieder zusammenkamen und uns am Fuße des Berges nördlich wendeten.

Die Sonne war untergegangen, als wir an die Quelle gelangten, nachdem wir den ganzen Tag über die Ebene geritten waren. Wir erkannten sie bei unserer Annäherung dicht am Fuße des Berges, an einem Haine von Cottonbäumen und Weiden, welche sie umstanden. Wir brachten unsere Pferde nicht an das Wasser, sondern ritten, nachdem wir eine Schlucht des Berges erreicht, in dieselbe und versteckten die Thiere in einem Piniendickicht, wo wir auch übernachteten.

Mit dem ersten Lichte des Morgens begannen wir unsern Versteck zu recognosciren.

Vor uns war ein niedriger, mit lockeren Felsstücken und einzelnen Pinien bedeckter Bergrücken. Dieser trennte die Schlucht von der Ebene, und von seiner

Spitze aus konnten wir, durch ein Piniendickicht beschützt, das Wasser sowohl, wie den Weg auf die Planos in nördlicher, südlicher und östlicher Richtung überschauen. Es war gerade die Art von Versteck, welche wir für unsere Zwecke bedurften.

Am Morgen wurde es nöthig, hinabzusteigen, um Wasser zu holen. Zu diesem Zwecke hatten wir uns mit einem Maulthiereimer und einer Extraquantität von Kürbisflaschen versehen. Wir gingen an die Quelle und füllten unsere Gefäße, indem wir dafür sorgten, daß keine Spuren von unseren Füßen im Schlamm zurückblieben.

Den ersten Tag über hielten wir unablässig Wache, aber kein Indianer wurde sichtbar. Hirsche und Antilopen und eine kleine Büffelheerde kamen an die Quelle, um zu saufen, und schweiften dann wieder über die grüne Wiese dahin. Es war ein verlockender Anblick, denn wir hätten leicht bis in Schußweite schleichen können, aber wir wagten nicht, sie zu berühren. Wir wußten, daß die indianischen Hunde ihr Blut spüren würden.

Am Abend gingen wir nach dem Wasser hinab und machten den Weg zweimal, da unsere Thiere an Durst zu leiden begannen. Wir befolgten dabei dieselbe Vorsichtsmaßregel, wie wir vorher thaten.

Am zweiten Tage beobachteten wir den Horizont im Norden abermals mit begierigen Augen. Seguin

hatte ein kleines Taschenteleskop, mit dem wir auf eine Entfernung von beinahe dreißig Meilen die Prairie überschauen konnten; bis jetzt aber war noch kein Feind zu entdecken.

Der dritte Tag verging mit demselben Resultate, und wir begannen zu fürchten, daß die Krieger einen andern Weg eingeschlagen hätten.

Wir wurden noch von einem Umstande beunruhigt — wir hatten beinahe sämtliche Mundvorräthe aufgezehrt, und kauten jetzt bereits die rohen Piniennüsse. Wir wagten kein Feuer anzuzünden, um sie zu rösten. Die Indianer können den Rauch aus großer Entfernung „lesen“.

Der vierte Tag erschien, und immer noch kein Zeichen am nördlichen Horizonte. Unser gedörrtes Fleisch war völlig aufgezehrt, und wir begannen zu hungern. Die Nüsse sättigten uns nicht. Das Wild war an der Quelle in Menge vorhanden, und bedeckte die kerafzte Ebene. Einer von den Leuten machte den Vorschlag, sich unter die Weiden zu legen, und eine Antilope oder einen Hirsch von der schwarz bewedelten Art zu schießen, von denen es ganze Rudel gab.

„Wir dürfen es nicht wagen,“ sagte Seguin; „ihre Hunde würden das Blut finden, und das könnte uns leicht verrathen.“

„Ich kann eines tödten, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen,“ meinte ein mexicanischer Jäger.

„Wie?“ fragten mehrere Stimmen zugleich.

Der Mann deutete auf seinen Lasso.

„Aber Eure Fußstapfen! — Ihr würdet bei dem Fange tiefe Spuren zurücklassen!“

„Wir können sie zudecken, Capitain!“ erwiderte der Mann.

„Nun so versucht es!“ sagte der Anführer.

Der Mexikaner nahm den Lasso von seinem Zügel, und begab sich mit einem Begleiter nach der Quelle. Sie schlichen sich unter die Weiden und legten sich dort in den Hinterhalt. Wir beobachteten sie vom Berg Rücken aus.

Sie waren kaum eine Viertelstunde dort, als sich von der Ebene her eine Antilopenherde näherte. Die Thiere schritten direct, in indianischer Reihe, der Quelle zu. Sie waren bald dicht an den Weiden, wo sich die Jäger versteckt hielten. Hier blieben sie plötzlich stehen, warfen die Köpfe in die Höhe und spürten in der Luft. Sie hatten die Gefahr erkannt, aber es war zu spät geschehen, als daß der Erste sich hätte umwenden und davon laufen können.

„Dort fliegt der Lasso!“ rief Einer.

Wir sahen die Schlinge durch die Luft sausen und sich um den Leib des Thieres legen. Die Herde schwenkte plötzlich, aber die Schlinge war am Halse des

Anführers, und nach drei bis vier Sätzen sprang er in die Höhe, fiel auf den Rücken, und lag unbeweglich da. Der Jäger kam unter den Weiden hervor, nahm das jetzt halb erstickte Thier, und trug es nach dem Eingange der Schlucht. Sein Gefährte folgte ihm, und verdeckte die Spuren Beider.

Nach wenigen Minuten hatten sie uns erreicht. Die Antilope wurde abgehäutet und mit dem Blute gegessen.

Unsere Pferde magern vor Hunger und Durst ab. Wir fürchten, zu oft an das Wasser zu gehen, obgleich wir mit dem Verstreichen der Zeit weniger vorsichtig werden. Der erfahrene Jäger fängt noch zwei Antilopen mit dem Lasso.

In der Nacht des vierten Tages ist es heller Mondschein. Die Indianer marschiren oft beim Lichte des Mondes — besonders wenn sie auf dem Kriegswege sind. Wir lassen unsere Späherposten bei Nacht sowohl, wie bei Tage aufgestellt. In dieser Nacht sehen wir uns mit größerer Hoffnung, als gewöhnlich, um. Es ist eine köstliche Nacht — eine helle, stille Vollmondnacht.

Unsere Erwartungen wurden nicht getäuscht.

Gegen Mitternacht weckte uns der Späher. Fern im Norden zeichnen sich dunkle Gestalten am Himmel ab. Es können Büffel sein, aber wir sehen, daß sie sich nähern.

Wir blickten sämmtlich gespannt durch die helle Luft über den silbernen Rasen hinaus. Es sind glitzernde Gegenstände dabei — es müssen Waffen sein — Pferde, Reiter! — es sind Indianer.

„O Gott, Kameraden, wir sind toll! unsere Pferde — sie können wiehern.“

Wir springen unserm Anführer nach den Hügel hinab über die Felsen und durch die Büsche. Wir laufen nach dem Dickicht, wo unsere Thiere angebunden sind. Wir kommen vielleicht zu spät, denn die Pferde können einander meilenweit hören, und die leiseste Lusterschütterung vibriert in der elastischen Atmosphäre dieser Hochebene weit hin.

Wir erreichen die Cavlacada. — Was thut Seguin? — er hat die Decke unter seinem Sattel hervorgezogen, und verhüllt mit ihr den Kopf seines Pferdes.

Wir befolgen sein Beispiel, ohne eine Wort auszutauschen, denn wir wissen, daß es unser einziges Auskunftsmittel ist.

Nach einigen Minuten fühlen wir uns wieder sicher, und kehren nach unserm Wachtposten auf der Höhe zurück.

Wir hatten jetzt unsere Zeit genau bemessen, denn als wir den Gipfel des Hügels erreichten, konnten wir das Rufen der Indianer, das Aufschlagen der Hufe in der harten Ebene, und gelegentliches Wiehern hören, da ihre Pferde das Wasser spürten.

Die Vordersten näherten sich sogleich der Quelle, und wir sahen die lange Reihe Berittener, welche sich bis an den fernen Horizont hindehnte.

Sie kamen näher, und wir konnten die Fähnchen und glänzenden Spitzen ihrer Speere unterscheiden. Wir sahen ihre halbnackten Körper im hellen Mondenschein schimmern.

Nach Kurzem waren die Vordersten von ihnen an die Büsche herangeritten, hatten Halt gemacht und ihren Thieren zu trinken gegeben. Dann schwenkte Einer nach dem Andern aus dem Wasser, trabte eine kurze Strecke weit über die Ebene, warf sich auf den Boden, und begann sein Pferd abzufatteln.

Es war offenbar ihre Absicht, hier zu übernachten.

Wir beobachteten ihre Bewegungen, wir hatten keine Furcht, selbst gesehen zu werden. Wir lagen mit unsern Körpern hinter den Felsen, und unsere Gesichter wurden von den Nadeln der Pinie verdeckt. Wir konnten das Alles, was vorging, deutlich sehen und hören,

denn die Wilden waren nicht mehr als dreihundert Schritt von unserer Stellung entfernt.

Sie begannen ihre Pferde in einem weiten Kreise über die Ebene hin auszulockern. Dort ist das Grama-Gras länger und üppiger, als in der unmittelbaren Nähe der Quelle. Sie entsattelten die Thiere, und brachten ihr Pferdegeschirr, aus háreren Zügeln, Büffeldecken und Häuten der grauen Pferde bestehend, herbei. Nur Wenige haben Sättel; die Indianer bedienen sich ihrer auf den Kriegszügen selten.

Ein Jeder stößt seinen Speer in den Boden, und lehnt Schild, Bogen und Köcher daran. Daneben legt er seine Decke oder Haut. Dies ist sein Zelt und Bett.

Die Speere sind bald reihenweise auf der Ebene aufgestellt — sie bilden eine Fronte von mehreren hundert Schritt Länge — und so haben sie ihr Lager mit einer Schnelligkeit und Regelmäßigkeit aufgeschlagen, welche die der Chasseure von Vincennes weit übertrifft. Sie haben sich in zwei Abtheilungen gelagert. Es sind zwei Schaaren — Apachen und Navajos. Die letztere ist bei weitem die kleinere, und ruht in weiter Entfernung von unserer Stelle.

Wir hören sie mit ihren Tomahawks in dem Dickicht am Fuße des Berges Holz hauen. Wir sehen, wie sie die Scheite auf die Ebene hinaus tragen, sie zusammenhäufen, und dann anzünden.

In Kurzem lodern eine Menge von Feuern in die Höhe. Die Wilden kauern um sie her, und bereiten ihr Abendessen. Wir können die Malerei auf ihren Gesichtern und ihrer nackten Brust schimmern sehen; sie zeigen eine Menge von Farben. Einige sind roth, als wären sie mit Blut angestrichen, Andere sind von dem dunkelsten Schwarz. Die Einen haben die eine Seite des Gesichtes schwarz, und die Andern roth oder weiß bemalt. Einige sind gefleckt wie Hunde, und Andere gestreift und carrirt. Ihre Wange und Brust ist mit den Gestalten von Thieren — Wölfen, Panthern, Bären, Büffeln — und anderen häßlichen Zeichnungen tätowirt, welche sich im Scheine der Fichtenholzfeuer deutlich erkennen lassen. Einige haben eine rothe Hand auf ihre Brust gemalt, und nicht Wenige zeigen, als ihre Devise, einen Todtenkopf mit kreuzweis gelegten Knochen.

Dies sind ihre Wappenschilder, welche die „Medizin“ des Trägers andeuten, und ohne Zweifel von eben so einfältigen Ideen ausgehen, wie diejenigen, nach welchen das Wappen auf den Knopf des Lakai's, oder das Petschaft des Kaufmannsbieners gesetzt wird.

Selbst in der Wildniß herrscht Eitelkeit. Es giebt im wilden, wie im civilisirten Leben ein Streben nach Glitterglanz!

Was sehen wir? — glänzende Sättel und Messinghelme mit nickenden Straußenfedern! Diese an Wilden! — Woher kommen sie?

Von den Kürassieren von Chihuahua. Die armen Teufel sind einmal von diesen wilden Lanciers schwer verwundet worden.

Wir sehen das rothe Fleisch an Spießen von Weidenruthen über dem Feuer zischen. Wir sehen die Indianer die Piniennüsse in die Asche werfen, und dann wieder geröstet und rauchend herausziehen; wir sehen sie gestikuliren, während sie einander ihre Abenteuer erzählen; wir hören sie schreien und schnattern und lachen. Wie unähnlich sind sie dem Wald-Indianer.

Zwei Stunden lang beobachten wir ihre Bewegungen, und horchen auf ihre Stimmen, dann wird die Pferdewache abgezählt und marschirt nach der Cavallada. Die Indianer breiten, Einer nach dem Andern, ihre Felle aus, rollen sich in ihre Decke und schlafen.

Die Feuer hören auf zu lodern, aber im Mondschein können wir die ausgestreckten Körper der Wilden unterscheiden. Zwischen ihnen bewegen sich weiße Gegenstände. Es sind die Hunde, welche nach den Ueberresten der Mahlzeiten umherspüren. Sie laufen von

einem Punkte zum andern, weisen einander die Zähne, und bellen die um das Lager schleichenden Coyotes an.

Draußen auf der Prairie sind die Pferde noch immer wach und geschäftig. Wir können sie mit den Hufen stampfen und das üppige Gras abweiden hören.

In regelmäßigen Zwischenräumen stehen aufrechte Gestalten da, — dies sind die Wächter der Cavallada.

Behntes Kapitel.

Drei Tage in der Falle.

Unsere Aufmerksamkeit wurde jetzt unserer eigenen Lage zugewendet. Vor unsern Geist stellten sich plötzlich eine Menge von Gefahren und Schwierigkeiten hin.

Wie, wenn sie hier bleiben sollten, um zu jagen?

Der Gedanke schien uns Allen im gleichen Augenblicke zu kommen, und wir blickten einander mit besorgter Miene an.

„Es ist nicht unwahrscheinlich,“ sagte Seguin leise, aber nachdrücklich; „offenbar haben sie kein Fleisch bei sich, und wie sollten sie ohne dasselbe nach Süden gehen? Sie müssen hier oder anderswo jagen, — warum nicht hier?“

„Dann sind wir in einer hübschen Falle,“ unter-

brach ihn ein Jäger, indem er zuerst auf die Mündung der Schlucht und dann auf den Berg deutete. „Wie sollen wir herauskommen? — das möchte ich wissen.“

Unsere Augen folgten der von dem Sprechenden angedeuteten Richtung.

Vor der Schlucht, worin wir uns befanden, dehnte sich die Linie des indianischen Lagers keine hundert Schritt von den um seinen Eingang liegenden Felsen entfernt dahin.

Eine indianische Wache war noch näher, aber es würde unmöglich gewesen sein, selbst wenn sie geschlafen hätte, herauszukommen, ohne den in Menge um das Lager schweifenden Hunden zu begegnen.

Hinter uns stieg der Berg senkrecht, wie eine Mauer, empor. Er war offenbar unübersteiglich. Wir waren recht in der Falle.

„Carrai!“ rief einer von den Leuten, „wir werden verhungern und verdursten, wenn sie zur Jagd dableiben sollten.“

„Wir können noch früher sterben,“ erwiderte ein Anderer, „wenn sie es sich in den Kopf setzen, in die Schlucht hinaufzukommen.“

Dies war nicht unmöglich, wenn auch nicht wahrscheinlich. Die Schlucht war eine Art von Sack, welche in schiefer Richtung den Berg hinaufging und am Fuße der Klippe endete. Es gab darin keinen Gegenstand, welcher unsere Feinde hätte anziehen können —

wenn sie nicht etwa heraufkamen, um Piniennüsse zu suchen. Aber einige von ihren Hunden konnten, um Nahrung zu suchen, heraufkommen.

Dies waren Möglichkeiten, aber wir erbebten, als sich dies unserm Geiste darstellte.

„Wenn sie uns nicht finden,“ sagte Seguin aufmunternd, „so können wir ein paar Tage von den Piniennüssen leben. Wenn diese zu Ende sind, so muß eines von unsern Pferden getödtet werden. Wie viel Wasser haben wir?“

„Glücklicherweise sind die Kürbisflaschen beinahe voll, Capitain.“

„Aber unsere armen Thiere müssen leiden!“

„Wir sind nicht vom Durst bedroht,“ sagte El Sol, indem er zu Boden blickte, „so lange diese ausdauern.“ Und er stieß mit seinem Fuße an eine große, aus dem Felsen gewachsene, runde Masse. Es war der Kugellaktus.

„Seht,“ fuhr er fort, „es sind ihrer Hunderte da.“

Alle Anwesenden wußten, was dies zu bedeuten hatte und betrachteten die Kaktuspflanzen mit einem Murren der Genugthuung.

„Kameraden,“ sagte Seguin, „es nützt nichts, wenn wir uns auch ermüden. Diejenigen, welche es können, mögen schlafen. Ein Mann kann dort Wache halten, während ein Anderer hier oben bleibt. Seht, Sanchez!“

Und der Anführer deutete die Schlucht hinab nach einer Stelle, von wo aus man ihre Mündung überblickte.

Der Wächter entfernte sich und nahm schweigend seinen Posten ein. Die Uebrigen stiegen hinab und kehrten, nachdem sie nach der Umhüllung ihrer Pferde gesehen, zum Posten des Spähers auf dem Berge zurück.

Hier rollten wir uns in unsere Decken, legten uns unter dem Felsen nieder und verschliefen den Ueberrest der Nacht.

Wir sind vor der Morgendämmerung wach und spähen mit eifriger Aufmerksamkeit durch die Pinien hinab.

In dem indianischen Lager zeigt sich noch keine Bewegung. Dies ist schlimm. Wenn sie beabsichtigten, weiterzugehen, so würden sie schon längst munter sein. Sie sind stets vor Tagesanbruch unterwegs. Diese Zeichen bestärken unsere Besorgnisse.

Das graue Licht des Morgens beginnt sich über die Prairie auszubreiten. Am östlichen Himmel wird ein weißer Streifen sichtbar. Im Lager entsteht Geräusch. Wir hören Stimmen; dunkle Gestalten bewegen sich unter den aufrechten Speeren umher. Hochgewachsene Wilde schreiten über die Ebene. Ihre Fellgewänder sind um ihre Schultern geschlagen, um sie

gegen die rauhe Morgenluft zu schützen. Sie tragen Holz — sie zünden das Feuer wieder an.

Unsere Leute sprechen im Flüstertone, während wir mit aufmerksamen Augen daliegen und jede Bewegung beobachten. Es ist klar, daß sie hierzubleiben gedenken.

„Ja, wir sind in der Falle, — das ist gewiß. Ich möchte wissen, wie lange sie hier bleiben wollen.“

„Benigstens drei Tage, vielleicht vier bis fünf.“

„Großer Gott, wir werden in der halben Zeit verhungert sein.“

„Was sollen sie so lange hier thun können?“

„Ich büрге dafür, daß sie fortgehen werden, sobald sie können.“

„Das werden sie; aber wie können sie es in weniger Zeit thun?“

„Sie können alles Fleisch, welches sie brauchen, in einem Tage zusammenbringen.“

„Seht, dort giebt es Büffel genug; schaut dorthin!“ Und der Redner deutete auf mehrere schwarze Gegenstände, deren Umriffe am heller werdenden Himmel sichtbar sind. Es ist eine Büffelheerde.

„Das ist wahr genug. in einem Tage können sie so viel Fleisch bekommen, wie sie brauchen. Wie sollen sie es aber in weniger als drei Tagen dörren? das ist was ich wissen möchte.“

„Es verdad!“ erwiderte einer von den Mexica-

nern, ein Cibolero, „tres dias al menos (Es ist wahr, wenigstens drei Tage)!“

„Y a hombre! und dazu müssen sie noch guten Sonnenschein haben.“

Dieses Gespräch wird von zwei bis drei der Leute in leisem Tone, aber laut genug, daß es die Andern hören können, geführt.

Es macht uns mit einem neuen Dilemma, über welches wir bisher noch nicht nachgedacht haben, bekannt. Wenn die Indianer dableiben, um ihr Fleisch zu dörren, so werden wir in der größten Gefahr schweben, an Durst zu leiden und in unserm Versteck entdeckt zu werden.

Wir wissen, daß das Büffelsteischdörren drei Tage erfordert, wozu noch ein heißer Sonnenschein gehört, wie der Jäger angedeutet hat. Dies wird uns, in Verbindung mit dem ersten zur Jagd erforderlichen Tage, vier Tage lang in der Schlucht festhalten.

Die Aussicht ist entsetzlich. Wir fühlen, daß der Tod oder die äußersten Durstqualen vor uns liegen. Wir haben keine Furcht vor Hunger. Unsere Pferde sind im Dickicht, und unsere Messer in unserm Gürtel. Wir können wochenlang von ihnen leben; werden aber die Kaktuspflanzen den Durst der Männer und der Pferde drei bis vier Tage lang löschen können?

Dies ist eine Frage, welche Keiner beantworten kann. Sie haben oft den Jäger auf eine kurze Periode

erquickt und ihn in den Stand gesetzt, nach dem Wasser zu kriechen, aber Tage lang! —

Die Prüfung wird bald beginnen. Der Tag ist angebrochen, die Indianer springen auf. Etwa die Hälfte von ihnen zieht die Pflöcke ihrer Pferde heraus und führt sie an das Wasser. Sie legen ihr Baumwerk auf, ziehen ihre Speere aus dem Boden, ergreifen ihren Bogen, hängen ihre Köcher über die Schulter und springen auf.

Nach einer kurzen Berathung galoppiren sie östlich; nach einer halben Stunde sehen wir sie die Büffel weit draußen auf der Prairie jagen, sie mit ihren Pfeilen durchbohren und auf ihre langen Lanzen speißen. Die Zurückgebliebenen führen ihre Pferde nach der Quelle hinab und wieder auf das Gras zurück. Jetzt schlagen sie junge Bäume nieder und tragen Holz an das Feuer. Seht, sie treiben lange Stangen in den Boden und ziehen Leinen zwischen denselben auf. Zu welchem Zwecke? Wir wissen es nur zu gut.

„Ha, seht dort,“ murmelt einer von den Jägern, als dies bemerklich wird; „dort werden die Dörrleinen aufgezogen. — Jetzt sind wir ernstlich eingefangen.“

„Por todos santos! es verdad (Bei allen Heiligen, es ist wahr)!“

„Carambo! — carrajo! — chingaro!“ großt der Cibolero, der mit der Bedeutung dieser Stangen und Leinen nur zu vertraut ist.

Wir beobachten die Bewegungen der Indianer mit einem furchtbaren Interesse.

Wir haben jetzt keinen Zweifel mehr an ihrer Absicht, mehrere Tage lang hierzubleiben. Die Stangen sind bald aufgerichtet und ziehen sich mehr wie hundert Schritt weit an der Vorderseite des Lagers hin. Die Wilden erwarten die Rückkehr der Jäger. Einige sitzen auf und galoppiren nach dem Schauplatze der Büffeljagd, welche noch immer weit draußen auf der Ebene betrieben wird.

Wir spähen durch das Lager, aber mit großer Vorsicht, denn der Tag ist hell und die Augen unserer Feinde sind scharf und sehen sich nach jedem Gegenstande um. Wir sprechen nur flüsternd, wenn auch unsere Stimme nicht gehört werden könnte, wenn wir etwas lauter sprächen, aber die Furcht läßt uns glauben, daß sie vielleicht vernommen würde. Wir sind Alle, bis auf die Augen, versteckt. Diese blicken durch kleine Oeffnungen im Laube.

Die indianischen Jäger sind etwa zwei Stunden lang abwesend gewesen. Wir sehen sie jetzt in einzelnen Abtheilungen über die Prairie zurückkommen. Sie reiten langsam zurück. Ein Jeder bringt seine Ladung vor sich auf seinem Pferde. Sie haben große Massen von rothem, frisch abgehäuteten und noch dampfenden Fleisch. Einige tragen die Seiten und Schenkel, Andere die Fettsrippen, die Zunge, das Herz, die Leber, — die

kleinen Delicateffen, — in die Haut der getödteten Thiere gehüllt. Sie kommen in dem Lager an und werfen ihre Last auf den Boden. Jetzt beginnt eine Scene voller Lärm und Verwirrung.

Die Wilden laufen schreiend, schnatternd, lachend und tanzend hin und her. Sie ziehen ihre langen Skalpmesser und schneiden große Fleischstücke ab. Sie stecken sie über den lodernden Feuern an Spieße, sie schneiden die Feistrippen aus, sie reißen das weiße Fett ab und stopfen damit die Puddings. Sie zerspalten die braune Leber und verschlingen sie roh, — sie zerbrechen die Schenkelknochen mit ihren Tomahawks und graben das wohlschmeckende Mark heraus, und bei allen diesen Operationen schreien, und schnattern, und lachen sie, und tanzen im Lager umher, wie Tollhäusler.

Diese Scene dauert länger, als eine Stunde.

Frische Jägerabtheilungen steigen auf und reiten hinweg. Die Zurückgebliebenen zerschneiden das Fleisch in lange schmale Streifen und hängen es über die bereits zu diesem Behuf ausgespannten Leinen. Hier soll es von der Sonne zu Lasajos gedörrt werden.

Wir kennen einen Theil von dem, was uns bevorsteht. Es ist eine furchtbare Aussicht, aber Männer, wie die, aus welchen die Bande Seguins zusammengesetzt ist, verzweifeln nicht, so lange ihnen noch der Schatten einer Hoffnung bleibt. Das muß eine wüste Stelle sein, wo sie keine Hilfsquelle mehr finden könnten.

„Wir brauchen nicht eher zu schreien, als bis wir verwundet sind,“ sagt einer von den Jägern.

„Wenn Ihr einen leeren Magen eine Wunde nennt,“ entgegnet ein Anderer, „so habe ich bereits eine. Ich könnte einen Esel mit Haut und Haaren verzehren.“

„Kommt, Bursche!“ rief ein Dritter, „wir wollen ein Paar von diesen Piniennüssen suchen.“

Wir folgen seinem Vorschlage und beginnen nach den Nüssen der Pinie zu suchen. Wir finden zu unserm Schrecken, daß nur eine geringe Quantität von dieser kostbaren Frucht vorhanden ist. Auf den Bäumen sowohl wie auf dem Boden ist nicht genug, um uns zwei Tage lang zu erhalten.

„Bei Gott!“ ruft Einer, „wir werden um unsere Thiere loosen müssen.“

„Nun, und wenn wir das auch müssen, so wird noch Zeit genug dazu sein. Zuerst wollen wir uns eine Weile in die Klauen beißen.“

Das Wasser wird in einem kleinen Becher vertheilt. In den Kürbisflaschen ist noch ein wenig zurückgeblieben, aber unsere armen Pferde dursten.

„Wir wollen für sie sorgen,“ sagt Seguin, und er zieht sein Messer heraus und beginnt, eine von den Kaktuspflanzen abzuschneiden. Wir ahmen sein Beispiel nach.

Wir schälen sorgfältig die Haut und die Stacheln ab. Eine kühle, gummiartige Flüssigkeit schwißt aus

den geöffneten Gefäßen hervor. Wir brechen die kurzen Stengel ab, erheben die grüne, kugelförmige Masse, tragen sie in das Dickicht und legen sie vor unsere Thiere. Diese langen gierig nach den saftigen Pflanzen, zermalmen sie zwischen ihren Zähnen und verschlucken Saft und Fasern zugleich. Es ist für sie Speise und Trank.

„Dem Himmel sei Dank! wir können sie vielleicht noch retten!“

Dies wird mehrmals wiederholt, bis sie genug haben.

Wir haben beständig zwei Späher auf ihren Posten, — den einen auf dem Berge, den andern am Ende der Schlucht. Die Uebrigen gehen durch die Vertiefung zwischen den Abhängen des Bergrückens hin, um Pinienzapfen zu suchen.

Auf diese Weise vergeht unser erster Tag.

Die indianischen Jäger kommen bis zu einer späten Stunde in ihr Lager und bringen ihre Lasten von Büffel Fleisch mit. Auf der ganzen Strecke lodern Feuer und die Wilden sitzen bratend und essend, beinahe die ganze Nacht über, um dieselben.

Am folgenden Tage stehen sie erst zu einer späten Stunde auf. Es ist ein Tag der Trägheit und des Müßigganges. Das Fleisch hängt auf den Leinen und sie können nur auf das Dörren warten. Sie schlendern im Lager umher, bessern ihre Bäume und Lasso's

aus, oder sehen nach ihren Waffen. Sie führen ihre Pferde an das Wasser und pflöcken sie auf frischem Boden an. Sie schneiden große Fleischstücke ab und braten sie über dem Feuer. Hunderte von ihnen sind beständig mit diesem Letzteren beschäftigt. Sie scheinen nur fortwährend zu essen.

Auch ihre Hunde haben zu thun und zeigen einander bei den fleiscentblößten Knochen die Zähne. Sie werden schwerlich ihren Schmaus verlassen. So lange er dauert, kommen sie nicht in die Schlucht herein. In diesem Gedanken finden wir einigen Trost.

Die Sonne scheint den ganzen Tag über heiß und brennt in der trockenen Schlucht glühender auf uns herab: Sie vermehrt unsern Durst, aber wir bedauern dies nicht sehr, da wir wissen, daß es die Entfernung der Wilden beschleunigen wird.

Gegen Abend beginnt der Tafajo braun und verschrumpft auszusehen. Noch ein solcher Tag und er wird zum Verpacken fertig sein.

Unser Wasser ist zu Ende und wir kauen die saftigen Kaktusstücke. Sie lindern unsern Durst etwas, ohne ihn zu stillen.

Unser Hunger wird stärker. Wir haben alle Piniennüsse verzehrt und jetzt bleibt uns nichts weiter, als eines von unseren Pferden zu schlachten.

„Wir wollen bis morgen warten,“ schlägt Einer

vor. „Gebt den armen Thieren eine Chance. Wer weiß, ob sie nicht am Morgen aufbrechen.“

Dieser Vorschlag findet von allen Seiten Beistimmung. Kein Jäger verliert gern sein Pferd, besonders, wenn er draußen auf der Prairie ist.

Der Hunger nagt an unsern Eingeweiden, und so erwarten wir den dritten Tag.

Der Morgen bricht endlich an und wir kriechen, wie gewöhnlich, vorwärts, um die Bewegungen im Lager zu beobachten. Die Wilden schlafen lange, — wie gestern, aber sie erheben sich endlich und beginnen, nachdem sie ihren Thieren Wasser gegeben haben, zu braten. Wir sehen die purpurnen Steaks und die saftigen Rippenstücke über dem Feuer dampfen und die saftigen Dünste werden uns vom Winde zugetragen. Unser Appetit verschärft sich in einem peinlichen Grade. Wir können es nicht länger aushalten. Ein Pferd muß sterben.

Welches wird es treffen? Das Gebirgsgeſetz muß bald entscheiden.

Elf weiße Steinchen und ein schwarzes werden in den Wassereimer geworfen und wir, Einer nach dem Andern, mit verbundenen Augen vor denselben geführt. Ich greife mit bebender Hand in das Gefäß. Es ist mir, als ob ich um mein eignes Leben würfle.

Dem Himmel sei Dank! mein Moro ist gerettet.

Einer von den Mexicanern hat den schwarzen Stein gezogen.

„Das ist ein Glück,“ ruft ein Jäger; „gutes fettes Mustangfleisch ist jeden Tag besser, als dürrer Stier.“

Das dem Tode geweihte Pferd ist in der That ein gutgenährtes Thier und nachdem wir unsere Posten wieder ausgestellt haben, begeben wir uns in das Dickicht, um es zu schlachten.

Wir gehen mit großer Vorsicht daran. Wir binden es an einen Baum und fesseln seine Vorder- und Hinterfüße, damit es sich nicht bewege. Wir beabsichtigen, es verbluten zu lassen. Der Cibolero hat sein langes Messer aus der Scheide gezogen, während ein Anderer mit dem Eimer daneben steht, um das köstliche Blut aufzufangen. Einige haben Becher in ihren Händen, und sind bereit, es noch warm zu trinken.

Wir werden von einem ungewöhnlichen Geräusch erschreckt. Wir blicken durch die Blätter, ein großes graues Thier steht am Rande des Dickichts und schaut zu uns herein. Es sieht wolfsähnlich aus, — ist es ein Wolf —? — nein, es ist ein indianischer Hund.

Das Messer wird von dem Pferde abgewendet, ein Jeder zieht das seine, wir nähern uns dem Thiere und versuchen, es näher zu locken, aber es vermuthet unsere Absicht, stößt ein leises Knurren aus und läuft

die Schlucht hinab. Wir folgen ihm mit unsern Augen. Der Eigenthümer des dem Untergange geweihten Pferdes hält unten Wache. Der Hund muß an ihm vorüber, um herauszukommen. Er steht mit seiner langen Lanze zu dessen Empfange bereit. Das Thier schießt sich ab, wendet sich um und läuft zurück, dreht sich von Neuem und stürzt verzweifelt auf den Wächter zu, um an ihm vorüber zu kommen. Als es sich dem Letzteren nähert, stößt es ein lautes Geheul aus. Im nächsten Augenblick ist es auf die Lanze gespießt.

Mehrere von uns eilen den Berg hinauf, um zu sehen, ob das Geheul die Aufmerksamkeit der Wilden erregt hat. Es ist keine ungewöhnliche Bewegung unter ihnen zu erblicken. Sie haben es nicht gehört.

Der Hund ist zerlegt und verschlungen, ehe sein zuckendes Fleisch noch Zeit gehabt hat, kalt zu werden. Das Pferd hat eine Frist erhalten.

Von Neuem füttern wir unsere Thiere mit dem kühlenden Kaktus. Dies beschäftigt uns eine Zeitlang. Bei der Rückkehr auf den Hügel bietet sich uns ein freudiger Anblick. Wir sehen die Krieger am Feuer sitzen und die Malerei auf ihren Körpern erneuern. Wir wissen, was dies bedeutet.

Der Lasajo ist beinahe schwarz — Dank der heißen Sonne, er wird zum Packen fertig sein. Einige

von den Indianern sind mit dem Vergiften ihrer Pfeilspitzen beschäftigt.

Alle diese Reichen flößen uns frischen Muth ein. Sie werden bald marschiren, wenn nicht heute Nacht, doch morgen früh mit Tagesanbruch.

Wir wünschen einander Glück und beobachten jede Bewegung in ihrem Lager. Unsere Hoffnungen beginnen zu steigen, je tiefer sich der Tag senkt.

„Ha, es entsteht eine ungewöhnliche Bewegung — es ist ein Befehl erlassen worden.“

„Voilà! mira! mira! — Schaut! — schaut!“ sind die halb geflüsterten Rufe, welche die Jäger hören lassen, während dies bemerklich wird.

„So wahr es wilde Katzen im Gebirge giebt, sie brechen auf.“

Wir sehen die Wilden den Lasajo von den Reinen nehmen und zusammenbinden. Hierauf läuft ein Jeder nach seinem Pferde, die Pflöcke werden ausgezogen, die Thiere herbeigeführt und mit Wasser versorgt, das Baumwerk aufgelegt und die Decke über sie geworfen und umgegürtet. Die Krieger ziehen ihre Lanzen heraus, werfen ihre Köcher auf den Rücken, nehmen ihre Schilde und Bogen und springen leicht auf das Pferd. Im nächsten Augenblicke formiren sie sich mit Gedankenschnelligkeit und reiten in einer langen Linie nach Süden ab.

Die größere Schaar ist vorüber — die kleinere — die Navajos — folgt demselben Wege. — Nein! die Letztere hat plötzlich zur Linken abgeschwenkt und zieht in östlicher Richtung — der Quelle des Djo di Baca zu — über die Prairie.

Erstes Kapitel.

Die Gräber-Indianer.

Es war unser erster Impuls, die Schlucht hinabzueilen, unsern Durst an der Quelle zu löschen und unsern Hunger an den halb abgenagten Knochen, die über die Prairie verstreut waren, zu stillen. Die Vorsicht hielt uns jedoch zurück.

„Wartet, bis sie ganz fort sind,“ sagte Gary, „sie werden in drei Ziegensprüngen aus unsern Augen sein.“

„Ja, wir wollen noch ein wenig bleiben, wo wir sind,“ fügte ein Anderer hinzu. „Es reiten doch vielleicht Einige zurück — es kann etwas vergessen worden sein.“

Dies war nicht unwahrscheinlich und wir beschloßen, trotz der Neigungen unseres Appetites, noch eine Zeitlang in der Schlucht zu bleiben.

Wir stiegen in das Dickicht herab, um Vorbereitungen zur Entfernung zu treffen — unsere Pferde zu satteln und die Decken, welche sie beinahe blind gemacht hatten, abzunehmen. Die armen Thiere schienen zu wissen, daß die Erlösung nahe war.

Während wir uns damit beschäftigten, blieben unsere Posten auf der Spitze des Hügels, um beide Schaaren zu beobachten und uns mitzutheilen, wenn ihre Köpfe bis auf das Niveau der Prairie gesunken sein würden.

„Ich möchte wissen, weshalb die Navajos über das Djo di Baca gegangen sind,“ bemerkte unser Anführer mit einiger Besorgniß. „Es ist gut, daß unsere Kameraden nicht dort geblieben sind.“

„Sie werden müde sein, dort, wo sie sind, auf uns zu warten, wenn nicht die Hirsche unter dem Mezquite häufiger sind, als ich denke,“ meinte Garey.

„Vaya!“ rief Sanchez, „sie können der Santissima danken, daß sie nicht in unserer Gesellschaft waren. Ich bin zu einem Gerippe abgemagert — Mira — carrai!“

Unsere Pferde waren endlich gesattelt und gezäumt, und unsere Lasso's zusammengerollt. Die Bedette hatte uns jedoch noch immer kein Zeichen gegeben. Wir wurden nun mit jedem Augenblicke ungeduldiger.

„Kommt!“ rief Einer, „zum Henker, sie sind jetzt weit genug, sie werden nicht auf dem ganzen Wege

zurückgaffen. Ich bin überzeugt, daß sie vorwärts schauen. Sie haben ja eine schöne Aussicht vor sich.“

Wir konnten unserm Appetit nicht länger widerstehen. Wir riefen den Späher an. Er sah noch die Köpfe der Hintersten.

„Das ist genug,“ rief Seguin, „kommt mit Euern Pferden.“

Die Leute gehorchten schnell und wir bewegten uns, die Thiere am Zaume führend, die Schlucht hinab.

Wir waren dem Eingange nahe; ein junger Mann, der Pueblo-Diener Seguins, an der Spitze der Schaar. Er sehnte sich mit Ungebuld nach Wasser. Er hatte bereits die Mündung der Schlucht erreicht, als wir ihn mit erschreckten Mienen zurückkeilen, sein Pferd hinter sich herziehen sahen und ihn rufen hörten:

„Mi amo, toda via son. (Meiner Seele, sie sind noch da!)“

„Wer?“ fragte Seguin, der eilig herbeikam.

„Die Indianer, Herr! die Indianer.“

„Du bist toll! — Wo hast Du sie gesehen?“

„Im Lager! Herr — seht dorthin!“

Ich begab mich mit Seguin schnell nach den Felsen, welche am Eingange der Schlucht lagen. Wie blickten vorsichtig hinüber, unseren Augen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel.

Die Lagerstätte war noch in dem Zustande, wie sie die Indianer verlassen hatten, die Pfähle staken noch

in der Erde, die zottigen Häute der Büffel und Haufen von ihren Knochen waren über die Ebene verstreut. Hunderte von Coyoten liefen hin und her, knurrten einander an, oder verfolgten den von ihnen, der einen besseren Bissen, als sie, gefunden hatte. Die Feuer glühten noch und die Wölfe galoppirten durch die Asche und trieben sie in gelben Wolken auf.

Aber wir hatten noch einen seltsameren Anblick — für mich einen Grausen erregenden. Fünf bis sechs fast menschliche Gestalten bewegten sich zwischen den Feuern umher, sammelten die Ueberbleibsel von den Häuten und Knochen und kämpften mit den Wölfen, welche schaarenweise um sie bellten. Fünf bis sechs andere Gestalten saßen um ein noch brennendes Feuer und nagten schweigend an halbgerösteten Rippenstücken. Können sie — ja, — es sind menschliche Wesen!

Ich war auf einen Augenblick entsetzt, als ich auf die zusammengeschrumpften, zwergartigen Leiber — die langen Affenarme und die ungeheuern Köpfe schaute, um die das Haar in schlangenhähnlichen, zottigen Massen hing.

Nur ein Paar von ihnen waren eben so nackt, wie die wilden Thiere um sie her — nackt vom Kopf bis zu den Füßen.

Die dämonischen Sturze kauerten jetzt um das Feuer, hielten halb abgenagte Knochen in ihren langen Fingern und rissen das Fleisch mit ihren bligenden Zäh-

nen ab. Es war in der That ein entsetzlicher Anblick, und es dauerte einige Momente, ehe ich mich hinlänglich von meinem Erstaunen erholen konnte, um zu fragen, wer oder was sie seien. Ich that es endlich.

„Los Yambaricos!“ antwortete der Cibolero.

„Wer?“

„Los Indios Yambaricos, Sennor.“

„Die Gräber — die Gräber,“ sagte ein Jäger, welcher dachte, daß dieser Ausdruck besser die seltsame Erscheinung erklären würde.

„Ja, sie sind Gräber,“ fügte Seguin hinzu. „Kommt, wir haben nichts von ihnen zu fürchten.“

„Aber wir haben etwas von ihnen zu erlangen,“ erwiderte einer von den Jägern mit einem bedeutsamen Blicke. „Ein Gräberstalp ist eben so gut, wie ein anderer — er ist eben so viel werth, wie ein Apachehäuptling.“

„Es darf Niemand feuern,“ sagte Seguin mit festem Tone. „Es ist noch zu früh; seht dort —“ und er deutete über die Ebene, wo noch zwei bis drei blihende Gegenstände — die Helme der sich entfernenden Krieger über dem Grase sichtbar waren.

„Wie sollen wir sie denn bekommen, Capitain?“ fragte der Jäger; „sie werden uns in die Felsen entlaufen; sie können springen wie gejagte Hunde.“

„Laßt die armen Teufel lieber gehen,“ sagte Seguin, welcher es nicht gern zu sehen schien, daß so muthwilliger Weise Blut vergossen werden sollte.

„Nein, Capitain!“ antwortete Derjenige, welcher gesprochen hatte, „wir wollen nicht feuern, aber wir werden sie fangen, wenn wir können, ohne ihnen eine Kugel nachzuschicken. Folgt mir, Jungen.“

Und der Mann wollte eben sein Pferd auf die lockern Steine führen, um unbemerkt zwischen die Zwerge und den Felsen zu gelangen.

Die Absicht des brutalen Burschen wurde aber vereitelt, denn in diesem Augenblicke erschienen El Sol und seine Schwester in der Oeffnung, und ihre glänzenden Gewänder wurden den Gräbern sichtbar. Sie sprangen wie aufgetriebene Hirsche empor und liefen, oder flogen vielmehr, dem Fuße des Berges zu. Die Jäger galoppirten ihnen entgegen, um sie aufzufangen, aber sie kamen zu spät. Ehe sie die Gräber erreichen konnten, waren diese in die Felsenspalten gekrochen, oder kletterten, wie Gamsen, weit über unserm Bereiche auf die Klippen.

Nur einem von den Jägern — Sanchez — gelang es, einen zu fangen. Sein Opfer hatte einen hohen Felsenvorsprung erklommen und kletterte auf denselben hin, als der Lasso des Stierkämpfers sich um seinen Hals schlang. Im nächsten Augenblicke wurde er in die Luft hinausgerissen und fiel mit einem schweren Krache auf die Felsen.

Ich ritt herbei, um ihn zu sehen. Er war todt. Der Sturz hatte ihn zerschmettert — zu einer form-

losen Masse verstümmelt — er bot einen ekelhaft häßlichen Anblick dar.

Der gefühllose Jäger kümmerte sich nicht darum, er bückte sich mit einem rohen Scherze über den Körper, löste den Skalp ab und steckte die noch dampfende und blutende Haut hinter den Gürtel seiner Calpomeros.

zwölftes Kapitel.

Dacoma.

Wir eilten jetzt Alle der Quelle zu, stiegen ab und ließen unsere Pferde nach Belieben saufen. Wir hatten keine Furcht, daß sie davonlaufen würden. Unser eigener Durst bedurfte der Löschung ebensogut, wie der ihre und wir sprangen in den Bach und gossen das kalte Wasser becherweise hinab. Es war, als ob wir nie genug erhalten könnten, aber ein eben so starker anderer Appetit lockte uns von der Quelle hinweg und wir liefen auf den Lagerplatz hinaus, um Mittel zu seiner Befriedigung zu suchen. Wir trieben die Coyotes und weißen Wölfe mit unserm Geschrei auseinander und verscheuchten sie mit Steinwürfen vom Plage.

Wir wollten uns eben bücken, um die staubbedeckten Fleischstücke aufzuheben, als ein eigenthümlicher Ausruf von Seiten eines der Jäger unsere Blicke plötzlich auf ihn lenkte.

„Malraya! Camarados — mira el arco!
(Bertwünscht, Kameraden, seht den Bogen!)“

Der Mexicaner, welcher diese Worte ausstieß, deutete auf einen zu seinen Füßen am Boden liegenden Gegenstand. Wir eilten herbei, um zu sehen, was es war.

„Cospita!“ rief der Mann von Neuem; „es ist ein weißer Bogen!“

„Ein weißer! ein weißer, bei Gott!“ schrie Garey.

„Ein weißer! ein weißer!“ riefen mehrere Andere, indem sie den Gegenstand mit der Miene des Erstaunens und der Besorgniß betrachteten.“

„Er hat einem großen Krieger gehört, dafür bürgere ich,“ sagte Garey.

„Ja,“ fügte ein Anderer hinzu, „und zwar Einem, der zurückreiten wird, um ihn zu holen, sobald er —“

„Meiner Seele, seht dorthin, er kommt.“

Unsere Augen lenkten sich zu gleicher Zeit in der von dem Jäger angedeuteten östlichen Richtung über die Prairie. Ein Gegenstand wurde, wie ein Meteor, tief unten am Horizonte sichtbar.

Das war es aber nicht. Wir wußten auf den ersten Blick, was es bedeutete. Es war ein Helm, welcher im Sonnenschein blitzte, als er sich mit dem gemessenen Galopp eines Pferdes hob und senkte.

„Zu den Weiden, Leute, zu den Weiden!“ schrie Seguin. „Werft den Bogen hin; laßt ihn, wo er war.“

Zu Euern Pferden! fort! führt sie hinein! Bückt Euch! bückt Euch!“

Wir liefen sämmtlich zu unsern Pferden, nahmen sie am Zügel und führten sie, oder schleppten sie vielmehr, in das Weidendickicht. Wir sprangen in die Sättel, um auf Alles bereit zu sein, und spähten durch das uns verbergende Laub.

„Sollen wir feuern, wenn er herankommt, Capitain?“ fragte Einer von den Leuten.

„Wir können ihn hübsch auf's Korn nehmen, wenn er sich bückt, um den Bogen aufzuheben.“

„Nein, so lieb Euch Euer Leben ist! thut es nicht!“

„Was denn, Capitain?“

„Laßt ihm den Bogen nehmen und gehen,“ war Seguin's Antwort.

„Ei, Capitain, weshalb?“

„Ihr Thoren, seht Ihr denn nicht ein, daß der ganze Stamm vor Mitternacht wieder auf unserer Fährte sein würde? Seid Ihr toll! laßt ihn gehen, er wird vielleicht unsere Spuren nicht bemerken, da unsere Pferde nicht beschlagen sind. In diesem Falle mag er gehen, wie er gekommen ist.“

„Aber wie, Capitain, wenn er dorthin schaut?“

Garey deutete bei diesen Worten nach dem Felsen am Fuße des Berges.

„Sacre dieu — der Gräber!“ rief Seguin mit bestürzter Miene.

Der Körper lag an einer auffallenden Stelle auf dem Gesicht — der rothe Schädel nach oben und auswärts gekehrt, so daß er kaum dem Auge eines von der Ebene Herankommenden entgehen konnte. Mehrere Coyoten waren bereits auf der Stelle, wo er lag, versammelt, und beschnüffelten ihn, ohne, wie es schien, Lust zu haben, das häßliche Fleischstück zu berühren.

„Er muß ihn sehen, Capitain,“ fügte der Jäger hinzu.

„Dann müssen wir ihn mit der Lanze, dem Lasso oder lebendig fangen. Es darf kein Gewehr abgefeuert werden. Sie würden es immer noch hören und hinter uns sein, ehe wir um den Berg kommen könnten. Nein, nehmt Eure Gewehre auf den Rücken. Diejenigen, welche Lanzen und Lasso's haben, mögen sie aber bereit halten.“

„Wenn sollen wir auf ihn losgehen, Capitain?“

„Ueberlaßt das mir. Vielleicht steigt er ab, um den Bogen zu holen, oder wenn er das nicht thut, kann er auch an die Quelle reiten, um seinem Pferde Wasser zu geben, und dann wird es möglich sein, ihn zu umzingeln. Wenn er den Gräber sieht, so geht er vielleicht zu ihm heran, um ihn aufmerksam zu untersuchen. In diesem Falle können wir ihn ohne Schwierigkeit auffangen. Geduldet Euch, ich werde das Signal geben.“

Der Navajos näherte sich unterdessen in einem regelmäßigen Galopp. Als das Gespräch zu Ende kam, war er noch etwa dreihundert Schritte von der Quelle und eilte immer noch vorwärts, ohne seinen Schritt zu verzögern. Wir hefteten unsere Augen in athemlosem Schweigen auf ihn und sein Pferd. Es war ein herrlicher Anblick. Das Pferd war ein großer, kohlschwarzer Mustang, mit feurigen Augen und rothen, offenen Nüstern. Er schäumte am Maule und die weißen Flocken hingen ihm an Hals, Brust und Schultern. Er war über und über naß und schimmerte im Sonnenschein. Der Reiter war vom Gürtel an bis auf seinen Federhelm und einige Zierrathen, welche an Brust, Hals und Handgelenken glänzten, nackt. Ein grellfarbiges, gesticktes, tunikaartiges Hemd bedeckte seine Hüften, und seine Schenkel unterhalb des Knies waren nackt und endeten mit einem halbstiefelähnlichen Mocassin, welcher eng am Fuße angeschlossen. Man sah, daß er keiner von den Apachen war, denn er hatte keine Malerei am Körper. Sein bronceenes Gesicht schimmerte von der Farbe der Gesundheit. Seine Züge waren edel und kriegerisch, sein Auge kühn und durchdringend und seine langen schwarzen Haare flatterten hinter ihm in der Luft und fielen bis auf den Schweif seines Pferdes. Er ritt auf einem spanischen Sattel. Seine Lanze ruhte auf dem Steigbügel und in der Höhlung seines rechten Armes; sein linker war durch den Riemen eines weißen

Schildes gedeckt, sein Köcher, mit seinen gefiederten Pfeilen, ragte über seine Schulter hervor, sein Bogen war vor ihm.

Pferd und Reiter boten einen prächtigen Anblick, als sie sich zusammen über die grüne Anschwellung der Prairie erhoben. Das Bild glich eher dem eines homerischen Helden, als dem eines Wilden des fernen Westens.

„Wagh!“ rief einer von den Jägern leise, „wie er glitzert! seht nur das Kopfstück an; es flimmert ordentlich.“

„Ja,“ murmelte Garey, „wir haben dem Messing viel zu danken. Wir würden in einer eben so häßlichen Lage sein, wie er jetzt, wenn wir es nicht bei Zeiten gesehen hätten.“

„Was!“ rief der Trapper plötzlich; „Dacoma! bei Gott, der zweite Häuptling der Navajos.“

Ich wendete mich zu Seguin, um die Wirkung dieser Worte zu beobachten. Der Maricopa hatte sich zu ihm herübergebeugt, murmelte einige Worte in einer mir unbekanntem Sprache und gestikulirte energisch. Ich erkannte den Namen Dacoma, und das Gesicht des Häuptlings zeigte einen Ausdruck wilden Hasses, als er auf den herannahenden Reiter deutete.

„Nun,“ antwortete Seguin, dem Anscheine nach dem Wunsche Jenes entsprechend, „er soll nicht entinnen! gleichviel, ob er uns sieht, oder nicht; aber wendet Eure Büchse nicht an — sie sind keine zehn Meilen entfernt. Wir können ihn leicht umringen, und wenn auch das

nicht wäre — so kann ich ihn auf diesem Pferde einholen, und hier ist ein zweites.“

Als Seguin die letzten Worte sprach, deutete er auf Moro.

„Still,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, „hüht!“

Es entstand eine Grabesstille. Ein Jeder drückte sein Pferd mit den Knien, wie um es so in Ruhe zu erhalten.

Der Navajo hatte jetzt den Rand des Lagers erreicht, wendete sich etwas links und galoppierte an der Linie herab, indem er auf seinem Laufe die Wölfe auseinander scheuchte. Er saß, auf die eine Seite übergebeugt, auf dem Pferde, und betrachtete forschend den Boden.

Als er unserm Hinterhalt beinahe gegenüber war, erblickte er den Gegenstand seiner Nachsichtung, glitt aus dem Steigbügel und führte sein Pferd so, daß es dicht daran vorüberstrich. Dann beugte er sich, ohne sein Pferd auch nur langsamer gehen zu lassen, hinüber, bis sein Federbusch die Erde segte, hob den Bogen auf und schwang sich wieder in den Sattel.

„Wunderschön gemacht!“ rief der Stierkämpfer.

„Bei Gott, es wäre Schade, ihn zu tödten,“ murmelte ein Jäger und unter den Leuten wurde ein leises Flüstern der Bewunderung hörbar.

Nach einigen weiteren Sprüngen, schwenkte der

Indianer plötzlich und wollte eben zurückgaloppiren, als seine Augen den blutigen Gegenstand auf dem Felsen erblickten. Er gab dem Zügel einen Ruck bis die Hüften seines Pferdes beinahe auf der Prairie ruhten und schaute den Körper mit überraschter Miene an.

„Wunderschön!“ wiederholte Sanchez von Neuem.
— „Carrambo! — Wunderschön!“

Es war in der That eines von den schönsten Bildern, welche das Auge erblicken konnte. Das Pferd mit seinem auf dem Boden liegenden Schweife, mit erhobenem Kopfe und weit offenen Nüstern und unter dem Impuls seines meisterhaften Reiters leuchtenden Flanken — der Reiter selbst mit seinem glänzenden Helme und den wehenden Federn — seinem bronzenen Teint — seinem festen, graziösen Sitz — und seinem verwunderten, auf eine Stelle gehefteten Auge!

Es war, wie Sanchez gesagt hatte, ein wunderschönes Bild, eine lebende Statue und wir Alle von Bewunderung erfüllt, als wir daraufblickten. Kein einziger von unserer Schaar, mit vielleicht einer einzigen Ausnahme, hätte den Schuß feuern mögen, welcher sie von ihrem Piedestal geworfen haben würde.

Pferd und Reiter blieben einige Augenblicke in dieser Stellung, da veränderte sich plötzlich der Gesichtsausdruck des Indianers, sein Auge schweifte mit einem forschenden und etwas entsetzten Blicke umher — es

ruhte auf dem noch von den Hufen unserer Pferde schmutzigen Wasser.

Ein Blick war genug und der wilde Reiter schwenkte mit einem schnellen, starken Rucke am Zügel, nach der Prairie hinaus.

Das Signal zum Angriff war in demselben Augenblick gegeben worden: Wir sprangen vorwärts und schossen in einer dicht gedrängten Masse aus dem Dickicht.

Wir mußten über den Bach setzen, Seguin war, als wir darauf zuritten, um einige Schritte voraus. Ich sah sein Pferd plötzlich straucheln, über das Ufer stürzen und sich im Wasser wälzen. Die Uebrigen ritten plätschernd hindurch. Ich hielt nicht an, um zurückzuschauen. Ich wußte, daß jetzt die Gefangennahme des Indianers für uns eine Sache des Lebens und Todes war, und ich stieß meinem Pferde die Sporen tief in die Seite und strengte es aufs Aeußerste an.

Wir ritten eine Zeitlang Alle in einem dichten Klumpen beisammen. Als wir auf die Ebene gekommen waren, sahen wir den Indianer um ein Duzend Pferdelängen vor uns und fühlten sämmtlich mit Entsetzen, daß er seine Entfernung bewahrte, wo nicht sie gar vergrößerte.

Wir hatten den Zustand unserer Thiere vergessen. Sie waren vom Hunger schwach und vom langen

Stehen in der Schlucht steif geworden, überdies hatten sie soeben im Uebermaaß getrunken.

Ich fand bald, daß ich meinen Gefährten vorauskam. Die größere Schnelligkeit Moro's gab mir den Vortheil. El Sol war immer noch vor mir. Ich sah ihn seinen Lasso zur Hand nehmen, ihn werfen und plötzlich anhalten. Die Schlinge glitt über die Hinter-schenkel des fliehenden Mustangs herab, er hatte sein Ziel verfehlt.

Als ich an ihm vorüberschoß, schlang er seinen Lasso von Neuem zusammen und ich bemerkte seine Miene des Verdrusses und der getäuschten Hoffnung.

Mein Araber war jetzt warm geworden und ich meinen Kameraden bald weit vorausgekommen. Ich nahm überdies wahr, daß ich mich dem Navajo näherte. Ein jeder Schritt brachte mich dichter zu ihm heran, bis kaum ein Duzend Schritte noch zwischen uns waren.

Ich wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte. Ich hielt meine Büchse in der Hand und hätte den Indianer in den Rücken schießen können, aber ich erinnerte mich der Warnung Seguins und wir waren jetzt näher am Feinde, als je, — ich wußte nicht einmal, ob wir ihm nicht sichtbar waren.

Ich wagte nicht zu feuern.

Noch war ich unentschieden, ob ich mein Messer gebrauchen, oder den Indianer mit dem Büchsenkolben

vom Pferde werfen sollte, als er einen Blick über seine Schulter warf und sah, daß ich allein war.

Plötzlich lenkte er um, legte seine Lanze ein und galoppirte zurück. Sein Pferd schien ohne Zügel gelenkt zu werden und seiner Stimme und Berührung zu gehorchen.

Ich hatte nur etwa noch Zeit, meine Büchse zu erheben und den Stoß, welcher direkt auf meine Brust gerichtet war, zu pariren. Ich vermochte ihn nicht ganz abzulenken, die Spitze streifte meinen Arm und verursachte eine Fleischwunde. Der Lauf meiner Büchse versing sich mit der Schlinge der Lanze und das Gewehr wurde mir aus den Händen gerissen.

Die Wunde, die Erschütterung und der Verlust meiner Waffe hatte mich außer Fassung gebracht und verhinderte mich, mein Pferd gehörig zu lenken, so, daß es einige Zeit dauerte, ehe ich mich wieder des Zügels so weit bemächtigen konnte, um es zu wenden. Mein Gegner hatte über geschwenkt, wie ich durch das Zischen eines Pfeiles erfuhr, welcher durch das Haar über meinem rechten Ohre ging. Als ich ihm wieder entgegeritt, war ein zweiter auf der Senne und im nächsten Augenblick stak er in meinem linken Arme.

Ich war jetzt zornig, zog ein Pistol aus der Halfter, spannte es und galoppirte vorwärts. Ich wußte,

daß es die einzige Möglichkeit zur Rettung meines Lebens war.

Der Indianer ließ zu gleicher Zeit seinen Bogen fallen, legte seine Lanze ein und spornte sein Pferd mir entgegen. Ich war entschlossen, nicht eher zu feuern, als er nahe und ich meines Zieles gewiß sein würde.

Wir jagten im vollen Galopp aufeinander zu — ich zielte und drückte ab — das Zündhütchen explodirte.

Die Lanzenklinge blitzte in meinen Augen, ihre Spitze war an meiner Brust, ein Gegenstand schlug in meine Augen, es war der Schlingenring eines Lasso — ich sah ihn über die Schultern des Indianers bis an seine Ellenbogen fallen — die Schlinge wurde im Sinken angezogen, — ich hörte einen wilden Schrei — sah einen schnellen Ruck an dem Körper meines Gegners, — die Lanze flog aus seiner Hand und im nächsten Augenblick war er aus dem Sattel gerissen und lag hilflos auf der Prairie. Sein Pferd stieß mit einer Erschütterung auf das meine, welche Beide zur Erde warf. Wir rollten umher und erhoben uns wieder.

Als ich mich aufgerichtet hatte, stand El Sol mit gezogenem Messer und um die Arme seines Gefangenen geschlungenem Lasso, über dem Navajo.

„Das Pferd! fangt das Pferd!“ schrie Seguin, der jetzt herangaloppirte und die Leute sprengten an

mir vorüber, um den Mustang zu verfolgen, welcher mit schleppenden Zügeln über die Prairie galoppirte.

Nach wenigen Minuten war das Thier mit dem Lasso gefangen und wurde nach der Stelle zurückgeführt, welche beinahe mein Grab geworden wäre.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Diner von zwei Schüsseln.

El Sol stand, wie gesagt, über dem am Boden liegenden Indianer. Sein Gesicht verrieth ein Gemisch von zwei Gefühlen, Haß und Triumph.

Seine Schwester galoppierte in diesem Augenblicke heran, sprang von ihrem Pferde, und kam schnell auf uns zu.

„Sieh,“ sagte er, auf den Navajoshäuptling deutend, „sieh den Mörder unserer Mutter!“

Das Mädchen stieß einen kurzen, scharfen Ruf aus, zog ein Messer, und stürzte damit auf den Gefangenen zu.

„Nein, Luna!“ rief el Sol, indem er sie bei Seite schob, „nein, wir sind keine Mörder — dies ist keine Rache, er soll noch nicht sterben. Wir wollen ihn lebend den Squaws von Maricopa zeigen. Sie

sollen den Mamouchie über diesen großen Häuptling — diesen ohne Wunde gefangenen Krieger tanzen.“

El Sol stieß diese Worte mit einem verächtlichen Tone aus; die Wirkung, welche sie auf den Navajo machte, zeigte sich sogleich.

„Hund von einem Coco!“ schrie er mit einem unwillkürlichen Versuche, sich frei zu machen, „Hund von einem Coco, der Du mit den bleichen Räubern im Bunde bist! — Hund!“

„Ha, erinnerst Du Dich meiner, Dacoma? Es ist gut.“

„Hund!“ unterbrach ihn der Navajo von Neuem, und die Worte zischten durch seine Zähne, während sein Auge von dem Ausdrucke der wüthendsten Bosheit blickte.

„Hihihi!“ rief Rube, der in diesem Augenblicke herangaloppirte, „hihihi! der Indianer ist scharf wie ein Messgerbeil. Zum Teufel mit ihm! wärmt seine Glieder mit der Pferdepeitsche! Er hat meiner alten Stute warm gemacht. Der Teufel soll ihm Syrup geben!“

„Lassen Sie uns nach Ihrer Wunde sehen, Mr. Haller,“ sagte Seguin, der jetzt von seinem Pferde gestiegen war, indem er sich mir mit, wie es mir erschien, besorgtem Wesen näherte. „Wie, ist sie — durch das Fleisch? — Sie sind sicher genug — wenn der Pfeil — nicht — vergiftet ist! Ich fürchte — El Sol —

Kommen Sie schnell herbei, mein Freund! sagt mir, ob diese Spitze vergiftet gewesen war.“

„Erst wollen wir sie herausziehen,“ erwiderte der Maricopa, welcher sich mir jetzt näherte; „wir versäumen damit keine Zeit.“

Der Pfeil war durch meinen Vorderarm gedrungen. Die Spitze hatte das Fleisch durchbohrt, und auf der entgegengesetzten Seite war etwa noch die Hälfte des Schaftes sichtbar.

El Sol nahm das befiederte Ende in seine beiden Hände und knickte es ab. Hierauf erfaßte er die Spitze und zog den Pfeil sanft aus der Wunde.

„Lassen Sie es bluten,“ sagte er, „bis ich die Spitze untersucht habe. Er sieht nicht aus wie ein Kriegerpfeil, aber die Navajos bedienen sich eines sehr feinen Giftes. Zum Glück besitze ich sowohl die Mittel, es zu entdecken, wie das Gegengift.“

Bei diesen Worten nahm er einen Büschel roher Baumwolle aus seiner Jagdtasche. Hiermit rieb er leicht das Blut von der Pfeilspitze ab, darauf zog er ein kleines Fläschchen heraus, goß einige Tropfen einer Flüssigkeit auf das Metall und beobachtete dieselbe.

Ich wartete mit nicht geringer Besorgniß auf das Resultat. Auch Seguin schien ängstlich zu sein, und da ich wußte, daß er oft von der Wirkung eines vergifteten Pfeiles Zeuge gewesen sein müsse, fühlte ich mich nicht eben behaglich, als ich ihm die Prüfung mit so

großer Aengstlichkeit beobachten sah. Ich wußte, daß da, wo er sie fürchtete, Gefahr sein müsse.

„Mr. Haller,“ sagte El Sol endlich, „Sie haben diesmal Glück gehabt. Ich glaube, daß ich es Glück nennen kann, denn Ihr Gegner hat sicherlich in seinem Köcher andere Dinge gehabt, die nicht ganz so unschädlich sind, wie dieser.“

„Lassen Sie sehen,“ fügte er hinzu, und er trat zu dem Navajo und zog einen andern Pfeil aus dem noch auf den Rücken des Indianers geschlungenen Köcher. Nachdem er die Klinge einer gleichen Probe unterworfen hatte, rief er:

„Sagte ich es nicht, sehen Sie her! — es ist grün, wie Pfirsang — er hat zwei abgeschossen. — wo ist der andere?“

„Kameraden, helft mir ihn suchen; ein solcher Verräther darf nicht hier zurück bleiben.“

Mehrere von den Leuten sprangen von ihren Pferden und suchten nach dem zuerst abgeschossenen Pfeile. Ich deutete die Richtung und wahrscheinliche Entfernung, so gut ich konnte, an, und nach wenigen Augenblicken wurde er aufgehoben.

El Sol nahm ihn und goß einige Tropfen seiner Flüssigkeit darauf; sie wurde eben so grün, wie die andere.

„Sie können Ihren Heiligen danken, Mr. Haller,“ sagte der Coco, „daß dieser es nicht war, welcher jenes Loch in Ihren Arm gemacht hatte, sonst würde

alle Geschicklichkeit Doctor Richters, im Verein mit der meinen, nöthig gewesen sein, um Sie zu retten. — Aber was ist dies? — noch eine Wunde? — Ja, er hat Sie mit seiner Lanze berührt. Lassen Sie mich die Wunde ansehen.“

„Ich glaube, daß es nur ein Riß ist.“

„Dies Klima ist ein seltsames, Mr. Haller, ich habe solche Riße zu tödtlichen Wunden werden sehen, wenn sie nicht gehörig beachtet wurden. Luna, etwas Baumwolle! — Ich werde Ihre Wunde so zu verbinden suchen, daß Sie die Folgen nicht zu fürchten brauchen. Sie verdienen dies von mir, denn wenn Sie nicht gewesen wären, so würde er mir entronnen sein.“

„Wären Sie nicht gewesen, Sir, so würde er mich getödtet haben!“

„Nun,“ entgegnete der Coco lächelnd, „es ist möglich, daß Sie nicht so gut davongekommen sein würden. Ihre Waffe hat Ihnen versagt. Man kann kaum erwarten, eine Lanzenspitze mit einem Büchsenfaste zu pariren, obgleich es sehr hübsch gethan wurde. Es wundert mich nicht, daß Sie bei dem zweiten Rennen abbrückten. Ich gedachte es selbst zu thun, wenn der Lasso mich wieder verlassen hätte. Wir haben aber Beide Glück gehabt. Sie müssen diesen Arm auf ein paar Tage in der Binde tragen. Luna, Deine Schärpe!“

„Nein,“ sagte ich, als das Mädchen eine schöne

Schärpe, die sie um den Leib trug, ablösen wollte, „das soll sie nicht. Ich werde etwas Anderes finden.“

„Hier, Mr. Haller, wenn das genügt,“ fiel der junge Trapper Garey ein; „ich gebe es gern!“

„Sie sind sehr gütig! ich danke Ihnen!“ erwiderte ich, ob ich gleich wußte, weshalb das Tuch gegeben wurde; „seid so freundlich, dies zur Vergütung anzunehmen.“ Und ich bot ihm einen von meinen kleinen Revolvern an — eine Waffe, zu dieser Zeit und an diesem Orte ihr Gewicht an Perlen werth.

Der Gebirgsjäger wußte dies, und nahm das angebotene Geschenk mit Dank aus meinen Händen. So sehr er es aber auch schätzen mochte, sah ich doch, daß er noch zufriedener über ein einfaches Lächeln war, welches ihm von anderer Seite her zu Theil wurde, und ich fühlte die Ueberzeugung, daß die Schärpe auf alle Fälle bald ihren Eigenthümer wechseln würde.

Ich beobachtete das Gesicht El Sol's, um zu sehen, ob er diese kleine Nebenscene bemerkt habe, oder billige. Ich konnte keinen ungewöhnlichen Ausdruck darauf sehen. Er war mit meinen Wunden beschäftigt, die er auf eine Weise verband, welche einem Mitgliede des Wundarznei-Collegiums Ehre gemacht haben würde.

„Nun,“ sagte er, als er fertig war, „jetzt werden Sie in ein paar Tagen wieder in den Kampf gehen können. Sie haben einen schlechten Zügelarm, Mr.

Haller, aber das beste Pferd, welches ich je gesehen habe. Es wundert mich nicht, daß Sie sich weigern, es zu verkaufen.“

Der größte Theil des Gespräches war in englischer Sprache geführt worden, die der Cocohauptling mit einem Accent und einer Betonung redete, welche meinem Ohre so gut erschien, als ich sie nur je gehört hatte.

Auch im Französischen konnte er sich ausdrücken wie ein Pariser, und unterhielt sich mit Seguin gewöhnlich in dieser Sprache. Alles dies setzte mich in Verwunderung.

Die Leute waren wieder aufgestiegen, um nach dem Lager zurückzukehren. Wir waren jetzt vom nagendsten Hunger gequält, und wir begannen zurückzureiten, um das so unceremoniös unterbrochene Mahl von Neuem zu beginnen.

In geringer Entfernung vom Lager stiegen wir ab, pflöckten unsere Pferde auf dem Grase an und gingen umher, um die Steaks und Rippen zu suchen, welche wir vor Kurzem noch in Fülle gesehen hatten.

Ein neuer Schmerz erwartete uns. Es war kein Bissen Fleisch mehr vorhanden, die Coyotes hatten unsere Abwesenheit benutzt, und wir konnten um uns her nichts weiter sehen, als abgenagte Knochen. Die Rippen und Schenkelknochen der Büffel waren polirt, als ob sie mit einem Messer abgekrast wären,

selbst der häßliche Leichnam des Gräber-Indianers war zu einem weißen Skelett geworden.

„Wagh!“ rief einer von den Jägern; „jagt Wolf oder nichts — auf sie!“ und der Mann legte seine Büchse an die Backe.

„Halt!“ rief Seguin, der es gesehen hatte, „seid Ihr toll?“

„Ich glaube nicht, Capitain!“ antwortete der Jäger, indem er mürrisch seine Büchse absetzte. „Wir werden wohl essen müssen. Ich sehe um uns her nichts, als diese, und wie sollen wir sie erlangen, ohne zu schießen?“

Seguin antwortete nur dadurch, daß er auf den Bogen deutete, welchen El Sol in Bereitschaft setzte.

„Dho,“ meinte der Jäger; „Ihr habt Recht, Capitain! — ich bitte um Verzeihung; ich hatte das Knochenstück vergessen!“

Der Coco nahm einen Pfeil aus dem Köcher und versuchte die Spitze mit seiner Flüssigkeit. Es war ein Jagdpfeil, er legte ihn auf die Senne und sendete ihn durch den Körper eines weißen Wolfes, welcher augenblicklich todt zusammenstürzte. Hierauf nahm er den Pfeil von Neuem, wischte die Feder ab und fuhr fort zu schießen, bis die Leichen von fünf bis sechs Thieren auf dem Boden ausgestreckt lagen.

„Tödtet einen Copote, da Ihr doch einmal dabei seid!“ rief einer von den Jägern. „Männer, wie wir,

müssen wenigstens zwei Schlüssel zu ihrem Diner haben.“

Die Leute lachten über diesen Scherz, und El Sol hob lächelnd den Pfeil noch einmal auf, und ließ ihn durch den Leib eines Coyote schwirren.

„Ich glaube, daß dies wenigstens für eine Mahlzeit genug sein wird,“ sagte El Sol, indem er den Pfeil wieder aufhob und in den Köcher zurücksteckte.

„Ja,“ antwortete der Wikling, „wenn wir mehr brauchen, so können wir wieder in die Speisekammer gehen. Es ist eine Art von Fleisch, die jedenfalls frisch am besten schmeckt.“

„Nun, so ist es, alter Gaul! Wagh, ich will ein Stück von dem Weißen nehmen. Vorwärts!“

Die Jäger lachten über den Humor ihres Kameraden, zogen ihre Messer und begannen die Wölfe abzuhäuten. Die Geschicklichkeit, womit diese Operation verrichtet wurde, bewies, daß sie ihnen keineswegs neu war.

Nach Kurzem waren die Thiere zerlegt, und ein Jeder nahm sein Viertel und begann es über dem Feuer zu rösten.

„Nun, das Wolfsfleisch ist ein ganz gutes Essen; es schält sich ungernein zart ab.“

„Es schmeckt beinahe wie Ziege — nicht wahr?“

„Meines kommt mir eher wie Hundefleisch vor.“

„Es ist gar nicht schlecht. Jedenfalls ist es besser, als mageres Stierfleisch.“

„Es würde mir weit besser schmecken, wenn ich sicher wüßte, daß dieses Vieh nicht an jenem zottigen Ungeziefer auf dem Felsen gewesen wäre!“ Und der Mann deutete nach dem Skelett des Gräbers.

Die Idee war entsetzlich, und würde unter andern Umständen wie ein Brechmittel gewirkt haben.

„Wagh!“ rief ein Jäger, „Ihr habt mir beinahe den Magen verdorben. Ich wollte den Coyote versuchen, ehe er sprach; jetzt thue ich es nicht mehr, denn ich habe sie an ihm herumschnüffeln sehen, ehe wir hinwegritten.“

„Nicht wahr, alter Bursche, Ihr macht Euch nichts daraus?“

Dies wurde zu Rube gesagt, welcher mit seiner Rippe beschäftigt war und keine Antwort gab.

„Er — er kümmert sich nicht darum!“ antwortete ein Anderer an seiner Stelle. „Rube hat in seiner Zeit eine Menge von merkwürdigen Leckerbissen verzehrt, nicht wahr, Rube?“

„Ja, und wenn Ihr so lange in den Bergen seid, wie dieses Kind, so werdet Ihr froh sein, wenn Ihr Eure Zähne an schlechteren Bissen wegen könnt, als Wolfesfleisch — seht zu, ob Ihr es nicht thut.“

„Menschenfleisch wohl?“

„Ja — das ist es, was Rube meint.“

„Jungens,“ sagte Kube, ohne auf die Bemerkung zu achten, und dem Anscheine nach jetzt, wo er seinen Appetit befriedigte, in guter Laune. „Was ist außer Mannsfleisch das schlechteste, was je einer von Euch gekaut hat?“

„Wahrscheinlich Weiberfleisch.“

„Du dickköpfiger Narr, Du brauchst jetzt nicht so vorlaut zu sein und Deinen Wisz zu zeigen, wenn es nicht verlangt wird.“

„Nun, mit Ausnahme von Mannsfleisch, wie er sagt,“ antwortete einer von den Jägern auf Kube's Frage — „so ist eine Moschusratte das Schlechteste, woran ich noch meine Zähne gesetzt habe.“

„Ich habe rohe Salbenhasen gekaut,“ sagte ein Zweiter, „und ich verlange nichts Bittereres zu essen.“

„Eule ist auch nichts besonders Gutes,“ fügte ein Dritter hinzu.

„Ich habe Stinkthier gegessen,“ fuhr ein Viertes fort, „aber es ist mir in meiner Zeit angenehmeres Fleisch oft vorgekommen.“

„Carrajo!“ erwiederte ein Mexicaner; „was sagt Ihr zu Affenfleisch? Ich habe im Süden oftmals mein Mittagessen davon gehalten.“

„Nun, ich denke mir, daß Affenfleisch zäh zum Kauen sein wird; aber ich habe meine Zähne an gedörrter Büffelhaut gewetzt, und sie war nicht so weich, wie ich wohl hätte wünschen mögen.“

„Dieses Kind,“ sagte Rube, nachdem die Uebri-
gen ihre Erfahrungen ausgesprochen hatten, „hat, mit
Ausnahme des Affenfleisches, alle die Creaturen, welche
bis jetzt genannt worden sind, verzehrt. Affenfleisch
kenne ich nicht, da es in dieser Gegend keine giebt.
Es mag zäh sein, oder nicht — es mag bitter sein,
oder nicht — ich weiß nichts darüber; aber einmal
hatte dieser Nigger ein Ungeziefer gekaut, welches nicht
viel lieblicher gewesen sein kann.“

„Was war es, Rube?“ fragten Mehrere zu-
gleich, denn Alle waren neugierig, was der alte Trap-
per Unschmackhafteres, als die bereits genannten Spei-
sen, gegessen haben konnte.

„Nun, es war Aasgeier — das war es!“

„Aasgeier!“ wiederholten Alle.

„Wagh! das war eine stinkende Pille, das läßt
sich nicht läugnen. Das übertrifft meine Kost.“

„Und wenn habt Ihr den Aasgeier verzehrt, alter
Junge?“ fragte einer von den Jägern, welcher ver-
muthete, daß mit diesem Ereigniß im Leben des ob-
renlosen Trappers eine Geschichte verbunden sein könne.

„Ja, sagt uns das, Rube, erzählt uns das! er-
zählt uns das!“ riefen Mehrere.

„Nun,“ begann Rube nach kurzem Schweigen,
„es war vor etwa sechs Jahren; die Kapahoes hatten
mich am Arkanfas, wenigstens zweihundert Meilen
unterhalb des großen Waldes, auf die Füße gebracht.“

Die verdamnten Stinkthiere nahmen mit das Pferd, die Biberfalle und Alles. Hihih!“ fuhr er lichernd fort; „hihih! sie hätten am besten gethan, den alten Rube ungeschoren zu lassen.“

„Das glaube ich auch,“ bemerkte ein Jäger; „sie werden schwerlich viel bei der Spekulation verdient haben — nun, wie war es mit dem Hasgeier?“

„Seht, ich war rein ausgeflóht, und befand mich, mit nicht mehr als einer Hose, gute zweihundert Meilen von Menschen. Wents Fort war das nächste und ich folgte in dieser Richtung dem Flusse.“

„Ich hatte die Thiere jeder Art nie so scheu gesehen; sie würden es nicht gewesen sein, wenn ich meine Falle gehabt hätte, aber es gab keine Creatur, vom Gründling im Wasser, bis zum Büffel auf der Prairie, die nicht ausgesehen hätte, als ob es wisse, wie es mit diesem Nigger stand. Ich konnte zwei Tage lang nichts als Eidechsen bekommen, und kaum die.“

„Eidechsen sind ein ärmllicher Fraß,“ bemerkte Einer.

„Das könnt Ihr wohl sagen. Diese Keule hier ist dagegen fettes Kuhfleisch — das ist sie!“

Und Rube unternahm bei diesen Worten einen neuen Angriff auf das Wolfsfleisch.

„Ich kaute die alten Hosen, bis ich so nackt wie der Chimlenfels war.“

„Zum Geier, war es Winter?“

„Nein, es war die Kalbzeit, und was das betrifft, warm genug; ich machte mir in der Beziehung nichts aus dem Werthieren des Feders, aber ich hätte mehr davon essen können.

„Am dritten Tage stieß ich auf eine Stadt von Sandratten. Das Haar dieses Riggers war damals länger, als es jetzt ist. Ich machte Fallen davon und fing einige von den Ratten; aber sie wurden ebenfalls scheu — zum Teufel mit ihnen! — und ich mußte die Spekulation aufgeben. Es war der dritte Tag von der Zeit, wo ich meinen Plunder verloren hatte, und ich wurde verwünscht schwach. Ich begann zu denken, daß die Zeit gekommen sei, wo dieses Kind untergehen müsse.

„Es war kurz nach Sonnenaufgang, und ich saß auf dem Ufer, als ich plötzlich etwas Sonderbares den Fluß herabschwimmen sah. Als es näher kam, sah ich, daß es das Nas eines Büffelkalbes war, und ein paar Nasgeier auf dem Dinge saßen und ihm die Augen auspickten. Es war weit drüben und das Wasser tief, aber ich entschloß mich, es an's Land zu holen. Ihr könnt Euch denken, daß mir das Ausziehen nicht viel Zeit kostete.“

Hier unterbrachen die Jäger Kube's Geschichte mit einem Lachen.

„Ich ging in's Wasser und schwamm hinaus. Ich konnte das Ding riechen, ehe ich noch halbwegs

war, und als ich mich ihm näherte, flogen die Vögel auf. Ich war bald dicht dabei und sah auf den ersten Blick, daß das Kalb ganz verfault war.“

„Wie Schade!“ rief einer von den Jägern.

„Ich wollte nicht umsonst geschwommen sein, nahm den Schwanz also zwischen meine Zähne und schwamm nach dem Ufer zurück. Ich hatte noch nicht dreimal ausgestrichen, als der Schwanz herauskam.“

„Jetzt schwamm ich hinter das Aas und schob es vor mir her, bis ich es hoch auf eine Sandbank gebracht hatte. Es sah aus, als wolle es in Stücke fallen, als ich es aus dem Wasser zog. Es war ganz und gar nicht essbar.“

Hier nahm Rube von Neuem den Mund voll Wolfsfleisch und verstummte, bis er es gekaut hatte. Die Leute hatten Interesse an der Geschichte zu fassen begonnen und warteten mit Ungeduld. Endlich fuhr er fort:

„Ich sah die Aasgeier immer noch umherfliegen und frische herankommen. Es fiel mir ein, daß ich meine Klauen an einen von ihnen legen könne. Ich warf mich daher dicht neben dem Kalbe nieder und spielte Drossel.“

„Es dauerte nicht lange, bis die Vögel sich auf die Sandbank niederzulassen begannen, und ein großer Geier an das Aas heranhüpfte. Ehe er wieder fort-hüpfen konnte, hatte ich ihn an den Beinen.“

Altes Kind liegt nicht so

„Hurrah, gut gemacht! bei Golly!“

„Das verwünschte Ding stank eben so arg wie das andere, aber es hieß: Stirb Hund — Hasgeier oder Kalb — und ich zog den Geier also ab.“

„Ist Ihr es roh, Kube?“ fragte Einer aus dem Kreise.

„Wie konnte er es anders essen? — er hatte keinen Funken Feuer und nichts, um eines anzuzünden.“

„Du verdammter Narr!“ rief Kube, indem er sich wüthend nach dem, welcher zuletzt gesprochen hatte, umwendete. „Ich könnte Feuer anmachen, wenn auch nicht näher, als in der Hölle, ein Funke zu finden wäre.“

Ein mildes Gelächter folgte diesen entsehllichen Worten, und es dauerte einige Minuten, ehe der Trapper sich hinlänglich beruhigt hatte, um seine Erzählung fortzusetzen.

„Die übrigen Vögel,“ fuhr er endlich fort, „wurden scheu, als sie den alten Geier ausgetrieben sahen, und hielten sich auf der andern Seite des Wassers. Es nuzte nichts, den Spafß noch einmal zu versuchen. Jetzt aber sah ich einen Coyote das Ufer herabkommen, und einen zweiten dicht hinter ihm, und noch zwei bis drei auf derselben Fährte.“

„Ich wußte, daß es kein Spafß sein würde, einen von ihnen am Beine zu nehmen, aber ich entschloß mich, es zu versuchen, und legte mich, gerade wie vorher, dicht neben dem Kalbe nieder. Es ging nicht, die

schlaunen Dinger sahen, wie der Stock schwamm, und hielten sich von dem Ufer fern. Ich wollte mich unter einem Busche verstecken und begann es auszuführen, als mir plötzlich eine neue Idee in den Kopf kam. Ich sah, daß auf dem Ufer Treibholz genug lag, holte es also herbei, und baute eine Falle um das Kalb. Im nächsten Augenblick hatte ich sechs Stück von dem Ungeziefer darin.“

„Hurrah! jetzt wart Ihr gerettet, alter Gaul!“

„Ich nahm ein paar Steine und kletterte dann auf die Falle und tödtete die ganze Sippschaft. Gott! Burschen, Ihr habt nie ein solches Schnappen und Knurren, Springen und Klaffen gehört und gesehen, wie ich damals, als ich die Steine auf sie hinabpfefferte! — hihih! hohoho!“

Und der geräucherte, alte Sünder lüchelte vor Freude über die Erinnerung an sein Abenteuer.

„Dann werdet Ihr wohl Bent's Fort sicher genug erreicht haben?“

„Ich häutete die Creaturen mit einem scharfen Steine ab, und machte mir eine Art von Hemd und Hose. Dieser Nigger hatte keine Lust, nackt herein zu kommen und den Leuten im Fort zur Zielscheibe zu dienen. Ich packte genug von dem Wolfsfleisch auf meine Schultern, um Mundvorrath bis dorthin zu haben, und kam in weniger als einer Woche hin.

„Bill war selbst da, und Ihr Alle kennt Bill

Bent — er kennt mich! Ich war keine halbe Stunde im Fort, als ich auch nagelneu in frischen Kleidern stak und eine neue Büchse hatte, und diese Büchse war der Bauchreißer, welcher jetzt vor Euch ist.“

„Ja, Ihr habt also dort den Bauchreißer bekommen?“

„Ja, dort habe ich ihn bekommen — und er ist eine Büchse — hihih! — hohoho! Nicht lange, nachdem ich sie bekommen hatte, versuchte ich sie — hihih! — hohoho!“

Und der alte Bursche begann von Neuem zu kichern.

„Worüber lacht Ihr, Kube?“ fragte einer von seinen Kameraden.

„Hihih! worüber ich lache? — hihih! — hohoho! — Das war doch das Schönste von dem Wize — hihih! — hohoho! worüber ich lache.“

„Ja, sagt es uns, Mann!“

„Nun, ich lache darüber,“ antwortete Kube, der wieder etwas ruhig wurde; „ich war keine drei Tage bei Bent, als, — wer denkt Ihr; in das Fort kam —?“

„Wer — vielleicht die Kapahoes?“

„Dieselben Indianer, dieselben Nigger, die mich auf die Füße gebracht hatten. Sie kamen in das Fort, um mit Bill zu handeln, und ich sah dort sowohl meine alte Stute wie meine Büchse.“

„Ihr habt sie also zurückbekommen?“

„Das war zu denken. Es waren einige Gebirgsmänner zu jener Zeit dort, und sie hatten keine Lust, dieses Kind umsonst auf die Prairie setzen zu sehen. Dort ist die Kreatur!“

Und Rube deutete auf die alte Stute.

„Die Büchse gab ich Bill und behielt dagegen den Bantchreißer, da sie ein besseres Gewehr war.“

„Ihr habt Euch also mit den Kapahoes ausgeglichen?“

„Das hängt davon ab, was Ihr ausgleichen nennen würdet. Seht Ihr diese Kurven hier — die besondersstehenden?“

Und der Trapper deutete auf eine Reihe von kleinen Kurven im Schafte seiner Büchse.

„Ja, ja!“ riefen Mehrere.

„Es sind ihrer Fünf, nicht wahr?“

„Eins, — zwei — drei — ja, fünf!“

„Das sind Kapahoes!“

Rube's Geschichte war zu Ende.



Vierzehntes Kapitel.

Eine Trapperlist.

Die Leute waren jetzt mit essen fertig und begannen, sich um Seguin zu sammeln und über das, was jetzt zu thun war, zu deliberiren. Der eine war bereits auf die Felsen hinaufgeschickt, um als Bedette zu agiren und uns zu benachrichtigen, falls Indianer auf der Prairie entdeckt werden sollten.

Wir Alle fühlten, daß wir uns noch in einem Dilemma befanden; der Navajo war unser Gefangener, und wir wußten, daß seine Leute kommen würden, um uns zu suchen. Er war als zweiter Häuptling der Nation eine zu wichtige Persönlichkeit, um ohne Nachforschungen aufgegeben zu werden und seine Anhänger — beinahe die Hälfte des Stammes — würden sicherlich nach der Quelle zurückkommen, und wenn sie ihn dort nicht fanden, im Fall sie unsere Fahrten

auch nicht entdeckten, auf dem Kriegswege nach ihrem Lande zurückkehren.

Dies mußte, wie wir Alle einsahen, unsern Zug unausführbar machen, da Dacoma's Schaar allein schon stärker als die unsere war, und wir, wenn wir in ihren Gebirgsvesten auf sie stießen, keine Aussicht auf Entrinnen haben konnten.

Seguin blieb eine Zeitlang stumm, mit auf den Boden gehefteten Augen, stehen. Er überlegte offenbar einen Plan für sein weiteres Benehmen. Keiner von den Jägern wagte es, ihn darin zu unterbrechen.

„Kameraden!“ sagte er endlich, „dies ist eine unglückselige That, aber sie ließ sich nicht vermeiden. Es ist ein Glück, daß es nicht schlimmer kam. So müssen wir aber unsere Pläne verändern. Die Indianer werden sicher nach ihm suchen und ihren Weg bis zu den Navajostädten verfolgen. Was dann? Unsere Schaar kann weder nach dem Pinnon kommen, noch den Kriegsweg auf irgend einem Punkte berühren; unsere Spuren würden sicher entdeckt werden.“

„Warum können wir nicht direct nach dem Bersteeck der Uebrigen gehen und dann den Weg über das alte Bergwerk einschlagen? Auf diese Weise treffen wir nicht auf den Kriegspfad.“

Dies wurde von einem der Jäger vorgeschlagen.

„Vaya!“ erwiderte ein Mexicaner, „wir würden gerade, wenn die Navajos nach ihrer Stadt gekommen

wären, auf sie stoßen. Carrajo! das würde nicht an-
gehen, amigo! In diesem Falle kämen nur wenige
von uns zurück, santissima.“

„Wir brauchen nicht auf sie zu stoßen,“ meinte
der Erstere; „sie werden sich nicht in ihrer Stadt auf-
halten, wenn sie finden, daß der Bursche nicht zurück-
gekommen ist.“

„Es ist wahr,“ sagte Seguin, „sie werden nicht
dort bleiben, sie werden ohne Zweifel wieder auf den
Kriegsweg zurückkehren. Aber ich kenne die Gegend
um das Bergwerk.“

„Ich auch — ich auch!“ riefen mehrere Stimmen.

„Es ist kein Wild dort,“ fuhr Seguin fort, „wir
haben keine Mundvorräthe, und es ist daher unmög-
lich, daß wir auf jenen Weg gehen.“

„Wir könnten es nicht thun.“

„Wir würden verhungern, ehe wir durch die
Mimbres gekommen wären.“

„Es giebt dort kein Wasser.“

„Nein, bei Gott! nicht genug, um einen Trunk
für eine Sandratte zu geben.“

„Wir müssen dann in diesem Falle unsere Chan-
cen versuchen,“ sagte Seguin.

Hier hielt er nachdenklich und mit düsterer Miene
inne.

„Wir müssen über den Kriegsweg gehen,“ fuhr er

fort, „und im Prieto hinaufreisen, oder — das Unternehmen aufgeben!“

Das Wort „Prieto“ im Gegensatze zu dem Ausdrucke: „das Unternehmen aufgeben,“ schärfte den erfinderischen Verstand der Jäger, und es wurde ein Plan nach dem andern vorgeschlagen. Alle endeten aber mit der Unwahrscheinlichkeit — sogar mit der Gewißheit — daß, wenn wir sie befolgten, unsere Fahrt von den Indianern entdeckt, und wir verfolgt werden würden, ehe wir in den Rio del Norte zurückkommen konnten. Es wurde daher einer nach dem andern verworfen.

Während dieser ganzen Discussion hatte der alte Kube kein Wort gesagt. Der ohrenlose Trapper saß auf der Prairie und zog mit seinem Boviemesser Linien, welche der Plan eines Festungswerkes zu sein schienen.

„Was thut Ihr da, alter Gaul?“ fragte einer von seinen Kameraden.

„Ich höre nicht mehr so gut, als ehe ich in diese verwünschte Gegend gekommen; aber ich dachte, daß ich Einen von Euch sagen gehört hätte, daß wir nicht über den Apache gehen könnten, ohne in zwei Tagen verfolgt zu werden; das ist eine verdamnte Lüge!“

„Wie wollt Ihr das beweisen, alter Gaul?“

„Stille, Mann! Eure Zunge wedelt wie der Biber-schwanz zur Fluthzeit.“

„Könnt Ihr irgend eine Weise vorschlagen, auf

die es sich thun läßt, Kube? Ich gestehe, daß ich keinen kenne.“

Als Seguin dies sagte, wendeten sich Aller Augen auf den Trapper.

„Ei, Capitain! ich kann Euch meine Idee von der Sache geben. Sie mag recht sein oder nicht; aber wenn sie befolgt wird, so spürt uns in der nächsten Woche weder ein Apache, noch ein Navajo auf. Wenn sie es thun, so mögt Ihr meine Ohren abschneiden!“

Dies war ein Lieblingswitz Kube's und die Jäger lachten. Selbst Seguin konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, als er ihn zum Fortfahren aufforderte.

„Erstens,“ sagte Kube, „werden sie in weniger als zwei Tagen jenem Burschen nicht nachkommen.“

„Wie könnt Ihr das beweisen?“

„Auf diese Art: Ihr seht, er ist nur der zweite Häuptling und sie können sich ohne ihn gut genug behelfen. Aber das ist es nicht. Der Indianer hat seinen weißen Bogen vergessen. Nun wißt Ihr Alle, so gut wie ich, daß das in den Augen der Indianer eine große Schande ist.“

„Darin habt Ihr Recht, Gaul!“ bemerkte Einer.

„Nun, das ist so ein Gedanke von diesem alten Waschbär, seht Ihr; aber es ist eben so deutlich, wie Pike's Pil, daß er fortgegangen ist, ohne Einem von den Uebrigen eine Sylbe davon zu sagen; er wird sie

es nicht wissen gelassen haben, wenn er es vermeiden konnte.“

„Das ist nicht unwahrscheinlich,“ sagte Seguin; „fährt fort, Rube.“

„Nun ferner,“ fuhr der Trapper fort, „will ich eine hohe Wette eingehen, daß er ihnen den Befehl gegeben hat, ihm nicht zu folgen, weil er fürchtete, daß Jemand von ihnen sehen könnte, wohin er gegangen ist. Wenn er gedacht hätte, daß sie es wüßten, oder vermutheten, so würde er einen Andern geschickt haben, und nicht selbst gekommen sein — das würde er gethan haben!“

Dies war Alles wahrscheinlich genug, und bei der Kenntniß, die die Skalpjäger von dem Charakter der Navajos besaßen, glaubten sie sämmtlich, daß es so sei.

„Ich bin vollkommen sicher, daß sie zurückkommen werden,“ fuhr Rube fort; „seine Hälfte des Stammes wenigstens; aber es wird volle drei Tage dauern und ziemlich auch den vierten, ehe sie an dem Pinnon Wasser trinken.“

„Aber sie würden einen Tag darauf unsere Fährte erblicken.“

„Wenn wir dumm genug wären, sie sie sehen zu lassen, so würden sie es thun.“

„Wie können wir das verhindern?“ fragte Seguin.

„Das ist eben so leicht, wie das Fällen von einem Baume.“

„Wie? wie?“ fragten mehrere zugleich.

„Indem wir sie auf eine andere Spur setzen, — seht Ihr das nicht?“

„Ja, aber auf welche Weise können wir das ausführen —?“ fragte Seguin.

„Nun, Capitain, Euer Sturz hat Euch wahrhaftig betäubt! Von den andern Dummköpfen würde es mich nicht wundern, wenn sie nicht auf den ersten Blick sehen, wie wir das ausführen können.“

„Ich gestehe, Kube,“ antwortete Seguin lachend, „daß ich nicht wahrnehme, wie wir sie irre leiten können.“

„Nun denn,“ fuhr der Jäger mit einem Lächeln der Zufriedenheit über seine eigene Prairieschlaubeit fort, „dieses Kind wird Euch sagen, wie Ihr sie auf eine Fährte bringen könnt, die sie in die Hölle führt.“

„Hurrah, alter Gaul!“

„Seht Ihr den Köcher auf dem Rücken des Indianers?“

„Ja, ja,“ riefen mehrere Stimmen.

„Er wird wohl so ziemlich mit Pfeilen angefüllt sein?“

„Das wird er — nun weiter!“

„Nun, dann mag einer von uns auf dem Mustang des Indianers, oder auf irgend einem andern Pferde, das die gleichen Spuren macht, auf den Weg, den die

Apachen genommen haben, reiten, und diese Dinger mit der Spitze nach Süden einstecken, und wenn die Navajos diesen Weg nicht nehmen, bis sie zu den Apachen kommen, so könnt Ihr meinen Skalp für ein Primchen vom schlechtesten Kentuckytabak haben.“

„Das wird sie irre leiten!“

„Viva, er hat Recht! — er hat Recht! — ein Hurrah für den alten Kube!“ — und eine Menge Ausrufe wurden von den Jägern ausgestoßen.

„Es ist nicht nöthig, daß sie wissen, weshalb er diesen Weg genommen hat. Sie werden seine Pfeile kennen — das ist genug. Wenn sie mit ihren Fingern in der Fleischfalle zurückkommen, so werden wir ihnen weit genug voraus sein, um von der Hölle bis Hockersack kommen zu können.“

„Ja, das werden wir, — bei Golly!“

„Die Bande,“ fuhr Kube fort, „braucht gar nicht an die Pinnonquelle zu kommen; sie kann höher — nach dem Gilla zu — über den Kriegsweg gehen, und uns auf der andern Seite des Gebirges treffen, wo es eine Menge von Wild giebt. Ich wette darauf, daß Büffel genug in der Gegend der alten Mission herumlaufen. Dort müssen wir jedenfalls hingehen. Wir haben keine Hoffnung, diesseits derselben auf Büffel zu stoßen, seitdem sie die Indianer verscheucht haben.“

„Das ist wahr genug,“ sagte Seguin. „Wir müssen über das Gebirge, ehe wir erwarten können,

auf Büffel zu treffen. Die indianische Jagd hat sie von den Planos vertrieben. Nun kommt! wir wollen sogleich an's Werk gehen. Wir haben bis zum Sonnenuntergang noch zwei Stunden. Was wollt Ihr zuerst thun, Rube? — Ihr habt uns den Plan gegeben — ich verlasse mich in Bezug auf die Details ganz auf Euch.“

„Nun, meiner Ansicht nach, Capitain, ist das Erste, einen Mann, so gerade er galoppiren kann, nach der Stelle, wo die Andern versteckt sind, zu schicken, er mag sie über den Indianerweg bringen.“

„Wo sollen sie ihn überschreiten?“

„Etwa zwanzig Meilen von hier, nördlich ist ein trockener Bergrücken mit einer Menge von lockern Steinen. Wenn sie dort hinüber gehen, wie sie es sollten, so brauchen sie keine starken Fährten zu machen. Ich könnte eine Caravane vor Bentswägen hinüberführen, daß selbst der taube Smith ihnen nicht folgen sollte — ich könnte es!“

„Ich werde sogleich einen Mann abschicken. — Hier, Sanchez, Ihr habt ein gutes Pferd und kennt die Gegend. Es ist nicht weiter als zwanzig Meilen bis zu der Stelle, wo sie versteckt sind. Bringt sie an den Bergrücken hin und benehmt Euch vorsichtig, wie Ihr gehört habt. Ihr werdet uns jenseit der Nordspitze des Gebirges finden. Ihr könnt die ganze Nacht reisen und am frühen Morgen bei uns sein. Hinweg!“

Der Terrero suchte, ohne weitere Antwort, sein Pferd auf der Prairie, sprang in den Sattel und ritt im vollen Galopp nach Nordwesten ab.

„Es ist ein Glück,“ sagte Seguin, indem er ihm einige Augenblicke nachsah, „daß sie hier den Boden zerstampft haben; sonst würden die Fährten von unserm letzten Gefecht jedenfalls die Verräther gespielt haben.“

„Damit hat es keine Gefahr. Wenn wir aber von hier abreiten, Capitain, so dürfen wir ihrer Fährte nicht folgen, sie würden unsere rückwärts gerichteten Spuren bald erkennen. Wir thun am besten, uns dort auf den lockern Steinen zu halten.“

Rube deutete nach dem Gerölle, welches sich nördlich und südlich am Fuße des Bergrückens dahin streckte.

„Ja, das soll unser Weg sein. Wir können diese Stelle verlassen, ohne Spuren zu machen. Was weiter?“

„Das Nächste ist nun, uns jener Maschine dort zu entledigen,“ und der Trapper deutete nach der Richtung, wo das Skelett lag.

„Sehr wahr! das hatte ich vergessen. Was wollen wir damit thun?“

„Es begraben! —“ rieth der Eine.

„Wagh! es verbrennen!“ rief ein Anderer.

„Ja, das ist das Beste,“ sagte ein Dritter.

Der letzte Vorschlag wurde angenommen.

Das Skelett wurde herbeigebracht, die Blutflecken

fergältig von dem Felsen gerieben — der Schädel mit einem Tomahawk zersplittert und die Knochen in Stücke zerbrochen. Die ganze Masse wurde hierauf in das Feuer geworfen und durch zahlreiche, bereits in der Asche glimmende Büffelknochen gestampft. Nur ein Anatom hätte die Gegenwart eines menschlichen Ge-rippes erkennen können.

„Nun, Rube, die Pfeile!“

„Wenn Ihr das mit und Bil Garey überlassen wollt, so denk ich, daß wir Beide sie so einstecken können, daß alle Indianer in der Gegend getäuscht werden sollen. Wir werden etwa vier Meilen weit gehen müssen; aber wir sind wieder da, ehe Ihr die Flaschen gefüllt, und Euren Plunder zum Fortreiten in Ordnung gebracht habt.“

„Schon gut, — nehmt die Pfeile!“

„Vier sind für uns genug,“ sagte Rube, indem er diese Zahl aus dem Köcher nahm. „Behaltet die Uebrigen, wir werden noch mehr Wolfsfleisch brauchen, ehe wir aufbrechen. Es giebt keinen Schwanz von etwas Anderem, bis wir dort um jene Berge sind. Bil, wirf Deine häßlichen Beine über jenen Navajo-Mustang. Er ist ein hübsches Pferd; aber ich würde meine alte Stute nicht um eine ganze Heerde solcher hingeben. Gebt uns eine von den schwarzen Federn.“

Hier zog der alte Trapper eine von den Straußen-

federn aus dem Helm des Indianerhäuptlings und fuhr fort:

„Jungen, nehmt Euch der alten Stute an, bis ich wiederkomme, und laßt sie nicht austreifen, hört Ihr? Ich brauche eine Decke; spricht nicht Alle zugleich.“

„Hier, Kube, hier!“ riefen Mehrere, indem sie ihm ihre Decken hinhielten.

„Eine ist genug. Wir brauchen drei: die Bils, die meine und noch eine. Hier, Bil, nimm sie vor Dich. Jetzt reite dreihundert Schritt weit, oder so, auf dem Apachenwege hinaus, und dann halte an. Schlage nicht den betretenen Weg ein, sondern halte Dich an der Seite. Galoppire und sei verdammt!“

Der junge Jäger gab dem Mustang die Peitsche und ritt im vollen Galopp auf dem Apachenwege dahin.

Als er etwa dreihundert Schritt gekommen war, machte er Halt, um weitere Weisung von seinem Kameraden zu erwarten.

Der alte Kube nahm zu gleicher Zeit einen Pfeil, befestigte eine Straußenfeder an die Spitze und steckte ihn auf eine von den aufrechten Stangen, welche die Indianer auf den Lagerplätzen hatten stecken lassen. Er war so gerichtet, daß die Spitze südlich nach dem Apachenwege deutete und mit seiner schwarzen Feder so auffallend, daß jeder von den Planos Kommende ihn sehen mußte.

Sobald dies geschehen war, folgte der alte Trapper seinem Kameraden zu Fuß, wobei er sich weit vom Wege abhielt und seine Fährten mit großer Vorsicht machte. Als er Garey erreichte, steckte er einen zweiten Pfeil ebenfalls mit nach Süden gerichteter Spitze und so, daß er von dem ersten aus gesehen werden konnte, in den Boden.

Garey galoppierte hierauf auf dem Wege vorwärts, während Kube in die offene Prairie ging und in damit paralleler Richtung vorschritt. Nachdem Garey zwei bis drei Meilen geritten war, verzögerte er seinen Schritt und versetzte den Mustang in einen langsamen Gang. Eine Meile weiter hielt er von Neuem und ließ sein Pferd auf dem betretenen Wege stehen.

Jetzt kam Kube herbei, und breitete die drei Decken der Länge nach in westlicher Richtung auf den Boden. Garey stieg ab und führte das Thier leise über die Decken. Da seine Füße zu gleicher Zeit auf zweien ruhten, wurde die hinterste jedesmal aufgehoben und vor die vorderste gelegt und dies so lange wiederholt, bis sie den Mustang etwa hundertundfünfzig Schritt weit in die Prairie hinausgebracht hatten.

Nun hob Garey die Decken auf und begann langsam am Fuße des Berges zurückzureiten, während Kube wieder auf die Fährte zurückkehrte, und einen

dritten Pfeil an der Stelle einsteckte, wo sich der Mustang davon getrennt hatte.

Hierauf begab er sich wieder südlich weiter. Es war noch immer nöthig, um die Sache doppelt sicher zu machen.

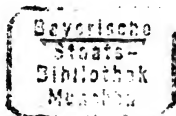
Als er etwa eine Meile weit gegangen war, sahen wir ihn sich über den Weg beugen, sich wieder erheben, nach dem Fuße des Berges hinübergehen und dem von seinem Gefährten eingeschlagenen Pfade folgen. Das Werk war geschehen, die Wegweiser gesetzt! — die List war vollendet!

El Sol war unterdessen geschäftig gewesen. Mehrere Wölfe waren getödtet und abgezogen und das Fleisch in ihre Felle gepackt worden. Die Kürbisflaschen waren gefüllt, unser Gefangener auf ein Maulthier gebunden worden und wir warteten auf die Rückkehr der Trapper.

Seguin hatte beschlossen, zwei Mann als Wache an der Quelle zurückzulassen. Sie sollten ihre Pferde auf dem Felsen halten und sie mittelst des Maulthiereimers mit Wasser versehen, damit keine frische Fährte an die Quelle käme. Der Eine hatte den Auftrag, beständig auf einer Höhe zu bleiben und die Prairie mit dem Fernrohre zu beobachten. Auf diese Weise konnten sie die zurückkehrenden Navajos zeitig genug erkennen, um selbst unbemerkt am Fuße des Berges zu entkommen.

Dann sollten sie an einer zehn Meilen nach Norden gelegenen Stelle Halt machen, wo sie immer noch die Aussicht auf die Ebene hatten. Dort waren sie beauftragt zu bleiben, bis sie gewiß waren, welche Richtung die Indianer einschlugen, nachdem sie die Quelle verlassen hatten, und darauf selbst vorwärts eilen und mit ihren Nachrichten zu unserer Schaar stoßen.

Alle diese Anordnungen waren bald getroffen, als Kube und Garey herankamen, und wir stiegen auf unsere Pferde und ritten auf einem Umwege nach dem Fuße des Berges. Bei der Annäherung an denselben, fanden wir den Weg mit lockern Felsstücken bestreut, auf denen die Hufe unserer Thiere keine Spuren zurückließen. Wir ritten darauf in nördlicher Richtung und in beinahe paralleler Linie mit dem Kriegspfade vorwärts.



Ende des zweiten Theiles.

Im Verlags-Comptoir zu Grimma und
Leipzig sind ferner erschienen:

Memoiren

von

Lola Montez,

Gräfin von Landsfeld.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Drei Theile. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Trabant.

Roman

von

C. F. Ridderstad,

Verfasser von „Das Gewissen oder die Geheimnisse von Stockholm“.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

Helm.

Erster bis dritter Theil. Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Christian Bloks Jugendstreiche.

Humoristischer Roman

von

Bernhard Severin Jugemann.

Auch unter dem Titel: „Jugemanns kleine Romane, erster Theil“.

Aus dem Dänischen

von

C. Jakobsen.

Preis 15 Ngr.

Miriam Sedley

oder

Unkraut unter Weizen.

Roman aus dem wirklichen Leben

von,

Lady Lytton Bulwer,

Verfasserin von „Cheneley“ u. s. w.

Zwei Theile. Preis 1 Thlr.

Ludwig XVI.

Von

Alexander Damas.

In's Deutsche übertragen

von

Ludwig Fort.

Erster bis vierter Theil. Preis 2 Thlr.

Memoiren

eines englischen Livreebedienten.

Von

W. M. Chackeray.

Preis 15 Ngr.

Neue Geständnisse

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Preis 15 Ngr.
